

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

Siegbert Stehmann

Ein Dichter in der Bewährung

Rudolf Wentorf

Siegbert Stehmann

Ein Dichter in der Bewährung

Von

Rudolf Wentorf



BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Band 169 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Herrn Oberkirchenrat Pfarrer Heinz Becker
und seiner Ehefrau Irmgard, geb. Menzel, in Darmstadt
freundlichst zugeeignet

© 1965 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Zum Geleit

In der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ beschreibt dieses Buch das Leben eines ungewöhnlichen Menschen. Siegbert Stehmann ist ein wahrhaft christlicher Mann mit einem fein reagierenden Gewissen gewesen, in dem sich eine unbestreitbar große dichterische Begabung mit einer vorbildlichen Menschlichkeit verband. Den Unbilden und Anfechtungen jener Zeit hat er immer eindeutig, klar und ohne Zögern widerstanden. Seine Haltung in den Jahren des Dritten Reiches ist für uns, die wir ihn gekannt haben, niemals zweifelhaft gewesen; der Bekennenden Kirche hat er vorbehaltlos die Treue gehalten.

Auf die hohe dichterische Befähigung Siegbert Stehmanns machte mich zuerst Rudolf Alexander Schröder aufmerksam, der ihn allezeit sehr geschätzt hat; sie ist mir im Lauf der Jahre immer eindrucklicher erschienen. Seine sprachliche Gestaltungskraft und der hohe Ernst seiner Dichtungen wuchsen unter den immer dunkler werdenden Schatten des Krieges sichtbar heran. Wir hätten, wenn er nicht so früh von uns gegangen wäre, noch ein großes dichterisches Lebenswerk von ihm erwarten können.

Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje

Präludium

Siegbert Stehmann, von dem wir hier erzählen wollen, gehörte zu den Menschen, die in dieser Weltzeit dazu ausersehen waren, die wahrhaftige Existenz der apokalyptischen Reiter an Leib und Seele zu erfahren. Die Zeichen seiner Zeit, die auch unsere Zeit war, standen auf Sturm; aber nur wenige erkannten die Geister, die in Bewegung geraten waren. Die aber die Zeichen deuten konnten, gingen einen beschwerlichen Weg, der mit Geröll, Unrat und allem, was sonst von der menschlichen Hybris ersonnen wurde, übersät war. Schreib- und Redeverbot, Verleumdung, Haft, Gefängnis und Konzentrationslager waren Machtmittel, mit denen der Mächtige regierte und als Ohnmächtiger sein Gesicht zeigte. Wehe aber dem Menschen, der nicht gefestigt in die Anonymität einer Uniform gesteckt wurde! —

Am 14. März 1940 schrieb Siegbert Stehmann an seine Eltern, nachdem er den Menschen fernab aller familiären Bindungen in der Masse kennengelernt hatte: „Entlasse den Menschen aus den bürgerlichen Banden, und Du findest das Schwein. Nichts anderes! Gut, daß ich Mereschkowskijs ‚Geheimnisse des Westens‘ hier habe. Da darf ich doch ab und zu in die Abgründe schauen; den Schauer vor den Hintergründen kenne ich ja seit langem, er ist mir heimatlich, heimatlicher als das, was die anderen ‚Leben‘ nennen. Wie eigenartig ist diese Welt! Die anderen sehen alles so einfach, als wäre alles aus Pappe, die mit primitiven Strichen bemalt ist; mir aber werden die Dinge, die Bilder, die Gestalten immer ferner und nebuloser, immer unwirklicher. Ich glaube, das ist gar nicht die richtige Welt, in der wir leben. Irgendein Dämon gaukelt uns Fieberträume vor, die wir verblendet Wirklichkeit nennen. Vor Jahren schrieb ich im ‚Reichsboten‘ das Märchen ‚Der Traum des Bösen‘. Diese mythische Spielerei hat *doch*

recht behalten. Die Menschenstunde muß bald schlagen. Die Umwertung der Werte ist bald furchtbar vollendet. Nun gilt's gelassen zu warten, immer neu zu warten wie die Jungfrauen mit dem Öl. Über diesen Jahren des Unheils leuchtet Abend für Abend der alte Stern des Heils, und die weisen Könige werden wohl schon irgendwo unterwegs sein, die Könige des Herzens mit dem Golde des Menschentums und der Myrrhe der Liebe." ¹

Diese Aussagen sind inhaltsschwer, weil sie uns das Hintergründige hell ins Bewußtsein rufen. Hier werden nicht nur subjektive Empfindungen weitergegeben, sondern der Mensch und seine Zeit erscheinen demaskiert, was ein viel größeres Gewicht hat als das von „Geschichtsbüchern“ in „exakter historischer Darstellung“ Gebotene.

Für uns aber spricht in Siegbert Stehmann einer, der das Uhrwerk der Zeit erschaut hat, ja, der für so treu erfunden wurde, daß er an den Geheimnissen Gottes teilhaben durfte, obwohl er die eigentliche Feuerprobe noch zu bestehen hatte.

Damit wollen wir keineswegs übertreiben, sondern lediglich das andeuten, wovon wir zeugen müssen. Wir haben unseren Dichter einen Dichter in der Bewährung genannt, worüber wir nunmehr uns, unseren Lesern und auch unseren Nachfahren im Glauben Rechenschaft zu geben haben.

¹ Siehe Anmerkungen S. 71.

Auf dem Wege

Am 9. April 1912 wurde dem Studienrat Dr. Wilhelm Stehmann und seiner Ehefrau Elfriede, geborene Bahlow, zu Berlin=Lichtenberg ein Sohn geschenkt, der am 29. August desselben Jahres von ihnen zur heiligen Taufe getragen wurde.

Ein gewiß alltägliches Ereignis! Für die Eltern aber ein ganz besonderes, zumal sie über den Dreierkreis nicht hinausgekommen sind. Das Besondere liegt für uns in der Tatsache, daß Gott in Siegbert Stehmann einen Menschen hat zur Welt kommen lassen, den er in eine besondere Bewährung rief, damit er unter uns ein Zeichen aufrichte.

Nach der Geburt durften die Eltern mit ihrem Jungen noch zwei Jahre hindurch das Familienglück im tiefsten Frieden genießen, bis der Vater zu den Waffen gerufen wurde, um fern von den Lieben im Kampf für Kaiser und Reich zu stehen.

So waren Mutter und Sohn allein. Das Horchen aufeinander festigte die innigen Bande, die — nicht überall und immer selbstverständlich — sich bis zum Tode des Dichters bewährt haben.

Noch in den Wirren des ersten großen Weltbrandes, im April 1918, trat der nunmehr sechsjährige Siegbert in die Vorschule des Realgymnasiums ein, um nach drei Jahren Grundausbildung als Sextaner in das Jahngymnasium aufgenommen zu werden. Den Unterrichtsstoff bewältigte er ohne große Mühe; auch Schwierigkeiten allgemeiner Art kannte er im Umgang mit seinen Lehrern und Schulkameraden nicht. Aber lange sollte die Zeit auf dem Jahngymnasium nicht dauern, denn das Ziel seiner Wünsche war das Berliner „Graue Kloster“, ein humanistisches Gymnasium, das als Stätte gediegener Bildung weit über seinen Bezirk hinaus bekannt war. „Endlich siedelte ich als Quartaner ins ‚Graue Kloster‘ über“², schreibt Stehmann später

in einem Lebenslauf, den er für das Examen bei der Bekennenden Kirche einreichen mußte.

Die Schule umging ihn damals mit ihrem Wesen, das sich in einer vielfältigen Verhaltens- und Gestaltungsweise kundtat. Das Lateinische, Griechische und Hebräische erschloß sich ihm im Reichtum jeweiliger Verschiedenartigkeit, beginnend mit den grammatischen Formen über die Konstruktion der Sätze bis hin zu der unterschiedlich bildhaften Aussageweise der Sprachen überhaupt. Schon von der Sprache her umgab ihn so zugleich der Okzident wie auch der Orient, und beide öffneten sich ihm auf ihre Weise. Daneben erfuhr er den Hauch des Geistigen in der Geschichte des Ablaufs dieser Weltzeit, und im Umgang mit der Literatur wurden ihm die schwarzen Lettern zu lebendigen Begleitern. Alles wurde in wohldurchdachter Dosis dargeboten, so daß er langsam wachsen und reifen konnte. Ohne Zweifel war für ihn die Schule eine bedeutende Institution, die ihm auf dem Wege seiner Bildung große Dienste erwiesen hat. Aber sie konnte ihm dennoch nicht alles sein. Für ihn gab es noch einen anderen, einen sehr maßgeblichen Bildungsfaktor: sein Elternhaus, die fromme Mutter und den pflichtbewußten belesenen Vater.

Siegbert Stehmann ist in einem behüteten Raum aufgewachsen und konnte sich in ihm frei entfalten. Sein Vater besaß als Germanist eine umfangreiche Bibliothek von mehreren tausend Bänden. Den heute hochbetagten Eltern unseres Dichters ist davon, durch die Kriegsergebnisse bedingt, nur ein bescheidener Rest geblieben. Die Bibliothek wurde damals ständig ergänzt. Wie sehr Siegbert Stehmann dies am Herzen lag, zeigen uns seine Kriegsbriefe an die Eltern: Er empfiehlt ihnen häufig die Lektüre verschiedenartiger Bücher und spricht dabei oft die Bitte aus, sie nach Möglichkeit anzuschaffen.

Eine solche Bibliothek ist eine buntschillernde Welt, die es in vieler Hinsicht „in sich hat“, obgleich die Bücher für

das Auge ein friedliches Dasein fristen. Wohlgerne, die Folianten in den Regalen gehörten einem Germanisten, der, so fordert es sein Fach, sich auf dem weiten Feld der Literatur auskennen muß. „Von frühester Kindheit an war es meine größte Freude gewesen, zwischen den vielen tausend Büchern der väterlichen Bibliothek herumzukramen und unentwegt zu lesen. Von der Untersekunda an kam in das Lesen ein gewisses System hinein. Die Richtung und Geisteswelt der Romantik, mit der ich damals in erste Berührung kam, machte mir nämlich einen solchen Eindruck, daß ich von nun an die Entwicklung der Romantik bis in die Gegenwart zu verfolgen suchte, also ernstlich daran ging, besonders die unzähligen Richtungen der Neuromantik und des Expressionismus zu studieren. Bis zur Oberprima habe ich wohl fast alle für dieses Gebiet entscheidenden Werke gelesen, immer mit dem Blick auf das, was sie zu Christentum und Religion zu sagen hätten.“³

Eine sehr eindrucksvolle Beschreibung der väterlichen Bibliothek finden wir in dem bereits vergriffenen Band der Arbeiten unseres Dichters: „Opfer und Wandlung“.⁴ Wir zitieren hier nach dem handschriftlichen Manuskript Stehmanns. „... Manch anderes noch erzählen die Bücher, nicht nur die drüben an der Wand, sondern auch die, die in hohen, bis an die Decke reichenden Regalen das väterliche Arbeitszimmer umstehen und ihm eine Wärme und Traulichkeit verleihen, wie ich sie selten in andern Räumen empfunden habe. An einer Wand hat sich die ganze deutsche Klassik, dazu die der Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen und Nordländer versammelt. Und da ist es gleich, ob es Bände in schmuckloser Broschur oder die zierlichen Werke des Biedermeier mit geschwungenen Goldleisten und dunkel getöntem Leder oder rotleuchtender Pappe sind: Es ist ein gedämpftes Farbenspiel im Zimmer, das die Ruhe des blauen Kachelofens mit seinen gleichfarbigen Ofenbänken und der Öllampe, die hinter

den Säulen einer Nische steht, und die stillen, alten Bilder aus Weimar nur noch schöner machen. Die gegenüberliegende Wand teilt eine Doppeltür; links von ihr hängt ein mächtiger Gobelin, rechts steht wiederum ein Bücherschrank, hinter dessen Glasfenstern man die Geschichte des neuen Romans bewundern kann, die bunt genug ist, und in der sich das Werte gegen das Unwerte zäh durch sein schlichtes Gewand behaupten muß und durch die Unvergänglichkeit verehrter Namen. Die Regale daneben an der Seitenwand bergen die Naturwissenschaft, die Religionsgeschichte, Philosophie und Musikgeschichte und, ehe die Literatur der Nachkriegszeit ihren Einzug hielt, die Werke der Griechen und Römer, von denen freilich die Schulausgaben in Kisten umziehen mußten und nun im Keller aus einer unhumanistischen und unhumanen Gegenwart in eine dunkle Zukunft hineinwarten.“⁵

Ja, das bedruckte Papier zu Büchern gebunden, gehörte von Kind auf zur Welt Siegbert Stehmanns. So trat ihm das geistige Erbe der Väter und das ganz neue Bemühen der Gegenwart als etwas Lebendiges entgegen. Manches mußte er dabei verarbeiten, und vieles fand bei ihm weder Klarheit noch Gestalt, so daß die Hoffnung auf ein späteres Erkennen in ihm immer lebendiger wurde. Wenn er im geistigen Bemühen oder im kindlichen Spiel den Tag verbracht hatte und die Nacht heraufkam, in der sein Geist sich der Erholung hingeben wollte, trat die Mutter zu ihm ans Bett, und beide öffneten sich dem, der stets für uns Menschen die Wache hält. Unser Dichter hat schon sehr früh um die Macht des Gebetes gewußt. „. . . Die Fürbitte ist, dünkt mich, zu einer geschichtlichen Macht geworden, die Leben schafft, wo andere Leben zerstören“⁶, schrieb er später an einen Freund. Die Erfahrung, die aus diesen Worten spricht, ist die Frucht eines langen Reifeprozesses, der begann, als die Mutter ihm die Hände faltete, um ihn das Beten zu lehren. Er hat als Kind, Knabe, Jüngling und

Mann immer frei und konzentriert gebetet. Das alles war nicht fromme Sitte oder Geste, sondern eine innere Notwendigkeit, die sich schon darin zeigte, daß er das Gebet auch pflegte in einer Zeit, wo sonst ein Knabe im Zuge seiner Entwicklung das Beten mit der Mutter als etwas „nicht mehr Passendes“ empfindet. Siegbert Stehmann brachte alles, was er am Tag erlebte, und auch die Menschen, denen er begegnete, im Gebet vor Gott. In solchen Stunden mag ihm insgeheim der Reichtum der anderen Welt aufgegangen sein, denn woher hätte er sonst seine Glaubenskraft und den Mut zum Weiterreichen biblischer Wahrheiten erhalten?

Die Eltern merkten schon sehr früh ihrem Jungen an, wie er sich über die Dinge des Glaubens Gedanken machte, die sich ganz und gar nicht in den ausgefahrenen Geleisen einer nur „christlich gefärbten“ Frömmigkeit bewegten. Für ihn war Gott kein Scheingebilde, sondern der lebendige Herr, der mit dem Leben der Menschen etwas zu tun hat.

So kam er eines Tages von der Schule heim und berichtete der Mutter, daß ein Klassenkamerad vom Religionsunterricht abgemeldet worden sei. Für den jungen Siegbert war dieses Ereignis unfassbar, denn Gott lebte doch und war Schöpfer, Herr und Erhalter dieser Erde. Wie konnten es da Eltern fertigbringen, ihren Sohn von dem Unterricht fernzuhalten, der ausschließlich von diesem Gott handelt? „Mutter“, so sagte er während des Gesprächs sehr nachdenklich: „Gott muß man doch immer sehr liebhaben!“

Sicherlich wird er manches an Spott über all das, was mit dem Glauben im Zusammenhang steht, im Kameradenkreis gehört haben. Die Erfahrung zeigt, daß der jugendliche Mensch oft auf Grund von Spötteleien seiner gleichaltrigen Kameraden dem Glauben entfremdet worden ist. Siegbert Stehmann aber ließ sich nicht beirren, sondern ging schon als Knabe mutig seinen Weg. Er ver-

fügte über eine gute Beobachtungsgabe, und das Verständnis, das er immer wieder bekundete, wenn es um geistige und geistliche Fragen ging, hat schon damals manchen Erwachsenen in Erstaunen versetzt.

Wer kann die Vorgänge, die sich in der Seele eines Kindes abspielen, mit Bestimmtheit erraten? Wer kann sie in den Bereich des Wahrnehmbaren ziehen, wenn sie nicht hie und da von selbst ans Licht treten und uns still teilnehmen lassen an dem, was in den innersten Bereichen des jungen Lebens vorgeht? Wo eine Kindesseele offenbar wird, stehen die Erwachsenen staunend vor der Ursprünglichkeit eines Erlebens, das ihnen nur selten zuteil wird.

Der Wunsch unseres Dichters, Prediger zu werden, geht bis in seine Kindheit zurück. Nicht eine durch seine Umgebung entfachte Begeisterung, sondern die aus dem täglichen Erleben und der Beobachtung seiner Umwelt gewonnene Erkenntnis hat ihm diesen Weg gewiesen. Der Grund, den er für seine Absicht angibt, ist für ihn sehr bezeichnend und gewinnt gerade in der Rückschau auf sein Leben an Bedeutung. „Ich möchte Prediger werden“, sagte er schon sehr früh zu seiner Mutter, „weil die Welt so schlecht ist und weil sie durch das Wort Gottes wieder besser gemacht werden kann.“ Hier klingt schon das Grundthema seines Lebens durch; denn diese Aussage hat bis in die letzten Stunden seines Lebens Gültigkeit behalten. Es ist gut, wenn wir uns in diesem Zusammenhang an eins seiner späteren Gedichte erinnern.

Das siebte Sendschreiben

Offb. 6; Joh. 3, 15—22

Reich ist die Zeit.
Es lebt sich gut.
Hast Schuh und Kleid
und heißes Blut,

hast Gold und Geld
und Spezerein.
Soll da die Welt
im Abend sein?
Ich steh' am Tor und klopfe an.
Wohl dem, der's drinnen hören kann!

Du kennst mich nicht;
ich kenne dich!
Ja, alles Licht
ist abendlich.
O Menschenpracht!
Verglühst am Rand.
Die schwere Nacht
kommt übers Land.
Wer meine Stimme hören wird,
der tut mir auf. Ich bin sein Hirt.

Hast viel Gewalt,
und bist doch arm.
Du bist nicht kalt
und bist nicht warm.
Du dünkst dich groß?
Bist taub und blind
und nackt und bloß,
wie Bettler sind.
Ich halte unter zwein und drein
das Abendmahl mit Brot und Wein.

Nimm Gold und Kleid
und eignen Lohn!
Bist doch der Zeit
verlorner Sohn.
Was Eigen heißt,
ist nur geliehn.

So lauer Geist
wird ausgespien!
Der an die Türe klopft und spricht,
hat lieb die Seinen im Gericht.

So kehre um,
du arme Stadt!
Wohl dem, der's stumm
vernommen hat!
Die Welt ist alt,
die Nacht ist schwer.
Ich komme bald!
Das Grab ist leer.
Wer Ohren hat, der höre gern
am Rand der Zeit das Wort des Herrn!⁷

Tiefe Gläubigkeit und dichterische Begabung und Können bilden hier eine Einheit. Die dichterische Veranlagung hat sich bei Siegbert Stehmann schon sehr früh bemerkbar gemacht. Mit erst dreizehn Jahren schrieb er anlässlich eines Wettbewerbs, den ein Hamburger Schulbuchverlag veranstaltete, ein Gedicht, in dem sich seine lyrische Begabung zeigte. Für die eingereichten Zeilen erhielt er den ersten Preis. Leider ist das kleine Gedicht verlorengegangen.

Die Schulzeit Siegbert Stehmanns nahm einen völlig normalen Verlauf. Der Vater war schon 1918 aus dem Kriege zu seinen Lieben zurückgekehrt und hatte die Sorge für die Seinen wieder übernommen. Der junge Gymnasiast lebte ein Leben in unbekümmerter Sorglosigkeit unter der treuen Fürsorge seiner Eltern.

Wer sich die Mühe macht, die Geschehnisse der zwanziger Jahre in unserem Vaterland rückblickend zu überschauen, wird nur mit viel Mühe einen Weg durch das politische Wirrsal finden, in dem sich Deutschland wäh-

rend dieser Zeit befand. Bruderzwist und Interessendenken bestimmten die Geschehnisse im Reichstag und in den Rathäusern. Die Eltern unseres Dichters sahen damals im Verblassen der Krone die ruhende Mitte des Volkes dahinschwinden. Ihnen waren die Farben des alten Reiches lieb und wert, wobei sie aber im Jahre 1933 nicht der Gefahr erlagen wie so viele aus den nationalen Kreisen —, den Parolen der neuen Machthaber Glauben zu schenken. Es dürfte kein Wunder sein, daß sich vieles von ihrem Denken und Empfinden auf den Sohn übertragen hat.

Aber noch eine andere Tatsache gilt es in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Hatte nach dem ersten Weltkrieg die Kirche ihre Angelegenheiten zwar in eigene Verantwortung genommen und war ihr auch mancher geistliche Impuls geschenkt worden, so hatte sie dennoch ihre Aufgabe nicht in der Konsequenz erkannt, wie es der Meister fordert. Aber der Geist war lebendig und wehte, wo er wollte.

Siegbert Stehmann verließ im September 1930 das „Graue Kloster“ mit einem gut bestandenen Abitur und entschied sich für das Studium der Theologie.

Die Uneinigkeit hatte in deutschen Landen gerade damals einen Höhepunkt erreicht; Not und Elend waren in weitesten Kreisen der Bevölkerung die sichtbaren Zeichen der Zeit. Inmitten der Auseinandersetzungen, die manchen jungen Menschen das Leben kostete, erhielt Siegbert Stehmann Zugang zu den nationalen Kreisen, die, unter Berufung auf alte preußische Traditionen, in der Wiederherstellung der Monarchie den für Deutschland einzig gangbaren Weg sahen, der zugleich auch das Ende der Krise herbeiführen könnte.

In diesem Kreis traf er auch mit Hohenzollernprinzen zusammen. Vokabeln wie Volk und Vaterland hatten in dieser Gemeinschaft ihr besonderes Gewicht. Aber trotz dieser in sich fest geprägten Umgebung wäre es völlig

falsch, anzunehmen, daß das Denken unseres Dichters und auch sein Reifen ausschließlich von der bürgerlich=aristokratischen Welt beeinflußt und er von dem „Dadraußen“, von dem Leben der vielen anderen, nicht weiter berührt wurde. Siegbert Stehmann hat alle Bereiche des Lebens an sich erfahren müssen. Sein Weg in der Bewährung begann mit seinem Studium.

Der Ruf in die Ernte

Die Wege, die Gott die Menschen führt, die er als Verkündiger seiner Botschaft beruft, sind sehr verschieden. Darum müssen wir uns vor einem Schablonendenken hüten, damit wir in der Gemeinde unseres Herrn Jesus Christus keinen Schaden anrichten.

Wohl war es zunächst in erster Linie eine bürgerliche Welt, die Siegbert Stehmann umgab, und doch zeigen uns seine folgenden Äußerungen, daß sie ihn nicht einseitig gefangenhielt.

„Wie es zur Entscheidung für das theologische Studium gekommen ist, läßt sich nicht leicht sagen. Jedenfalls war die Entscheidung nicht eigentlich die Frucht der Erziehung. Es waren eher politische Erfahrungen der Nachkriegszeit, die zuerst den Wunsch zum theologischen Studium auslösten. Mir schien kein Weg zu einer Änderung der Zeitlage, zu einem Verhindern des inneren Absinkens offen und sicher zu sein außer dem, der über die Besinnung auf die Grundlagen der Kirche führte. Diese Überlegungen trafen gewiß nicht das Wesen der Kirche, weil sie nicht unmittelbare Antwort auf die Verkündigung des Evangeliums waren; aber sie waren doch der Anlaß, das Wort der Kirche zunächst fleißiger zu hören.“⁸

Siegbert Stehmann hatte einen Blick für die Geschehnisse der Zeit, wobei er sich nie an Vordergründigem

orientierte. Er wußte um das Weltregiment Gottes; sein Wissen um die Mächtigkeit dieses Gottes ließ in ihm die Überzeugung wachsen, daß eine Zeit ohne ihn nicht leben, sondern nur vegetieren kann.

Erinnern wir uns daran, was er im noch jugendlichen Alter zu seiner Mutter sagte, so mögen wir etwas von dem ahnen, wozu er ausersehen war.

Schon sehr früh hatte er ein besonderes Gespür für das Warum und Wie der Kirche Jesu Christi in dieser Welt. Nicht der Taufschein oder das bloße Festhalten an einer Tradition, die aus moralischen, ästhetischen oder gesellschaftlichen Gründen den Glauben und vor allem die „Institution“ Kirche für wünschenswert und notwendig erachtet, hat ihn bestimmt, sich um einen Dienst in der Kirche zu mühen. Die Wirklichkeit des Auferstandenen war es, die den Ausschlag gab. Mag manches davon ihm auch über Strecken seines Lebens nicht so bewußt gewesen sein und mögen andere Dinge aus dem Bereich des Geistes einen scheinbaren Vorrang gehabt haben, so bleibt dennoch die Tatsache für sein Leben wichtig, daß er vom Herrn zum „Fischersmann“ bestellt worden ist.

Das Netz

Der die Netze heimwärts trägt,
müder Fischersmann!
Weißt du, da der Sturm sich legt,
was noch werden kann?
War das Meer so lang bewegt,
siehe, es wird still,
weil, was sich im Grunde regt,
zu dir kommen will.
Wirf die Netze in das Meer
abermals hinein!
Und dein Schiff wird voll und schwer
bis zum Rande sein.

Gottes Wort kommt niemals leer
zu dem Herrn zurück,
und bei deiner Wiederkehr
trägt dein Netz das Glück.
Der dich sendet, kennt die Welt
und die Menschen gut,
weiß, was in die Netze fällt,
und was in die Flut.
Bist mit deinem Netz bestellt,
einen Fang zu tun,
und was je die Hoffnung hält,
sieh', erfüllt sich nun.
Fahre, wie der Herr dir sagt,
reicher Fischersmann!
Ehe noch der Morgen tagt,
legst du wieder an,
kniest und stammelst ungefragt:
„Gehe fort von mir!
Ich, an dem die Sünde nagt,
Herr, vergeh' vor dir!“

Doch der Herr verweilt und spricht:
„Lasse Netz und Kahn!
Frage deinen Herren nicht,
was die Augen sahn!
Deiner wartet andre Pflicht
mitten in der Zeit.
Fischer, der die Netze flicht,
halte dich bereit!
Denn das Reich der Himmel ist
wie ein Netz im Meer,
und der Fischer nimmt's und liest
Netz und Angel leer,
und der Fischersmann ermißt
seinen großen Zug.“ —

Herr, der du der Fischer bist!
Trägt dein Netz genug?⁹

So hat er es in späteren Jahren in der Sammlung „Das Gleichnis“ (Ein kleines Evangelium in Gedichten) seinen lieben Eltern gesagt.

Die Liebe zum Menschen, die ihre Wurzeln in dem Wissen um den lebendigen Gott hatte, war es denn auch, die ihn zum Studium der Theologie veranlaßt hat. Unüberhörbar schwingt dieser Tatbestand durch sein so kurzes Leben hindurch, das ein stetes Reifen hin zur Ewigkeit gewesen ist.

Mit sehr viel Erwartungen ist Siegbert Stehmann nach dem Abitur ans Werk gegangen. Hatte er doch von der Untersekunda an bis zur Oberprima fast alle einschlägigen Werke des Geisteslebens aus den Perioden der Romantik, Neuromantik sowie des Expressionismus gelesen und dabei versucht, die einzelnen Wurzeln und die Einflüsse auf die Zeit mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen zu ergründen, wobei ihm zunächst in den wesentlichen Punkten ein befriedigendes Ergebnis versagt geblieben ist.

Auf der „Hohen Schule“ suchte er nunmehr in den Vorlesungen und Seminaren nach der rechten Auskunft, nach dem weisenden Wort. Dabei lag ihm jede Art von „Geistesakrobatik“ fern, wie sie mancher „Geistesjünger“ damals wie heute auf seine Fahnen geschrieben hatte in der Meinung, daß man sich nur so im „Fach“ bewegen könne.

So ist es nicht verwunderlich, daß Stehmann sehr aufmerksam in die Welt des Geistes hineinhörchte, um in ihr die Schritte Gottes zu erlauschen. „Die Schönheit hat stets Einfallstore ins Reich der Offenbarung, und ins Allzumenschliche drängen sich Bilder, deren Gott sich bediente, um seine Botschaft zu sagen.“¹⁰

Diese Schönheit zu suchen, um mit ihr Zwiesprache zu halten, hatte er sich aufgemacht. Sein Suchen war von

Verantwortung, Achtung und Ehrfurcht erfüllt, denn nur so konnte er die wahren Tiefen der Zeit ausloten. So klopfte er eines Tages mit viel Erwartungen bei Otto zur Linde an.

„An einem regnerischen Frühlingstag 1931 fuhr ich, begeistert von den Versen des ‚Thule Traumland‘ und der mir ganz undeutbaren Traumgeometrie der ‚Kugel‘, zum ersten Mal zu Otto zur Linde nach Lichterfelde. Es war ein Tag, der schon im äußeren Verlauf jenes Wechselspiel abbildete, das auf *jedem* Gesicht zu finden sein müßte, wenn wir nur alle Spiegel des Wirklichen wären. Auf den Lichtenberger Straßen war eine große Unruhe, obwohl es Sonntag war. Menschenknäuel standen an den Ecken. Erregte Haufen eilten mit Geschrei umher. Es hatte, wie ich erfuhr, heftige politische Zusammenstöße gegeben, und die Erregung stieg, nach dem eigentümlichen Gesetz des politischen Lebens, je weiter sich die Zeit vom ursprünglichen Anlaß der Erregung entfernte. Die Stimmen dieses Zwischenfalls noch im Ohr, fuhr ich nun, vom letzten Rest einer ‚Stimmung‘ befreit, aber damit wohlbereitet für die erste Begegnung mit Otto zur Linde, nach Lichterfelde. Denn die Bewunderung für den Dichter, die Ehrfurcht vor seiner Denkgewalt hätte wohl nicht ausgereicht, um die Wirklichkeit dieses Mannes, die ganze schmerzliche Wirklichkeit dieses Lebens aufzunehmen. Es war gut, zuvor ernüchtert worden zu sein.

Wie wohl jeder Student in den ersten Semestern, der die ersten Schritte in die Welt der Geister unternimmt und von ganzem Herzen begeisterungsfähig ist, so hatte auch ich mir die Bilder derer, denen meine scheue Verehrung galt, in eine doch sehr unwirkliche, sehr träumerische Vorstellung gerückt. Sie thronten alle in einem Leben weiser Ausgeglichenheit, längst den Zweifeln enthoben, gewiß ihrer Meisterschaft und befreit von den Nöten des Alltäglichen. Selbst Blicke in die Literaturgeschichte und die Por-

träts der Großen, deren Wort das Leid geprägt hatte, vermochten die Vorstellung, die es anders wollte, nicht zu überdecken.

Und nun stand ich vor dem Hause Otto zur Lindes. Ein halbverrostetes Gitter trennte einen struppigen, baumlosen Vorgarten von dem nassen Sandweg, auf dem ich stand. Die graue Armut des Häusleins und die so gar nicht ausgeglichene Umgebung begann meine erdachten Bilder auszulöschen. Und als der Dichter selbst, angetan mit einem ausgebleichen bräunlichen Anzug großväterlichen Schnitts, die knarrende Holzterrasse an der linken Seite des Hauses vom ersten Stockwerk herabstieg, mit seinen blassen, beinahe blinden Augen fremd und fragend durch das Gitter sah und endlich mühsam mit unruhigen Händen die Gartentür aufschloß, erfuhr ich zum ersten Mal das Gleichnis dieses Lebens, das unmittelbare ‚innere Gesetz‘, in dem nichts außerhalb der Menschenwirklichkeit geschehen konnte.

Dann saßen wir in dem kleinen, schlichten, armen Zimmer für eine Stunde. Ich werde diese Stunde nie vergessen, in der alles in mir durcheinandergeriet, was zuvor freundlich beieinander gewohnt hatte, in der die Gespinste zerflatterten und die Gegenwart eines namenlosen Leides fast körperlich spürbar wurde.“¹¹

Solche „literarischen Unternehmungen“ wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Er suchte Johannes Schlaf in Weimar auf und kehrte anlässlich einer Wanderung durch das Riesengebirge, die er gemeinsam mit seinen Eltern unternahm, bei Hermann Stehr ein. Auch zog es ihn zu Wilhelm Bölsche und Alfred Mombert. Kurt Ihlenfeldt vermerkt mit gutem Recht hierzu: „Eine merkwürdig dissentierende Gesellschaft! Unser Autor war ein Jüngling, als er diese Besuche unternahm und wagte!“¹²

Stehmann selbst hat sich immer gern an diese Besuche erinnert. Wenn er auch manches von dem, was er dabei

erfuhr, nicht nachvollziehen konnte, so war er dennoch gerufen, auch diese Welt zu umfassen. Wie sehr ihm die Zwiesprache mit Büchern und Menschen des Geistes am Herzen lag, erfahren wir aus seinen Bemerkungen in: „Vom Zukünftigen und Vergangenen“, was leider bei der Neuauflage¹³ seiner Arbeiten nicht mehr berücksichtigt worden ist, uns aber im handschriftlichen Manuskript vorliegt: „Von der Treue sollt ihr alle reden drüben im Regal. Ich wüßte nichts, was ein Haus schöner schmückte. Und ich wüßte auch nicht, welches Recht der Geister sein sollte, wenn nicht dies, daß sie ohne Zeit sind und immer wieder Zeugnis ablegen und edel sind, wenn draußen die Treue zum Spott und das Edle zur Handelsware wird.

Du hast's bewährt, Ernst Wiechert, und hast nun den Mund verschlossen vor der Zeit. Aber mit zierlichen Buchstaben steht's in der Rede an die Zeit:

Bedenk, so schwer dir's fällt,
daß Ohnmacht in der Welt
bei Gott allmächtig gelt'!

Und diese Verse sind — abermals schließt die Treue ihren Kreis — von Rudolf Alexander Schröder, der die Erwiderung gab in Gesängen, die allem Großen, über allem aber Gott die Treue halten.

Es gibt keine Begegnungen, die ihre Wirkung ins Unmeßliche tragen, es sei denn, sie hätten den unsichtbaren Glanz, der von der ‚Hirtennovelle‘ zum ‚Lobgesang‘, von der ‚Majorin‘ zur ‚Mitte des Lebens‘, von ‚Wäldern und Menschen‘ zur ‚Ballade vom Wandersmann‘, vom ‚Einfachen Leben‘ zum ‚Kreuzgespräch‘ hinüber- und herübergeworfen wird. Der Besitz des Glaubens hält sich wach an der Sehnsucht, und die Sehnsucht folgt in gemessenem Abstand dem Glauben. Und mit einem Male sind die ‚Wege und Wirkungen‘ sonnenklar, und ein großes Ver-

stehen und ein weihnachtlicher Friede bedeckt das Feld,
auf dem die Geister ringen.

Ja, da dürfen ‚Deutsche Oden‘ gesungen werden; denn
es ist heiliger Boden, über den die Kunde der Engel ge-
kommen ist:

Wohl fühlt ihn jeder; wer aber kennt Gott,
bis er sich selbst in Wettern enthüllt und spricht:
Dies war mein Wille? Eins ums andre
stößt er vom Sockel herab. Doch viel auch
bleibt wie der Erde heiliger Grund, ein Trost.
Das Schicksal wandelt; dennoch unwandelbar
kürt sich der Geist sein Gut. Ausdauert
allen Dämonen zum Trotz die Treue.

So sind die Gestalten meine Gäste am Tisch. Die späte
Stunde vergißt sich selbst, und die Verschiedensten wissen
in ihr, warum sie eins sind, und auch der Vergessenste,
Otto zur Linde, und Karl Röttger, der Eigenwilligste unter
allen, sind da, weil ihnen die Treue wohltut, die sie ein-
ander gehalten haben, nun aber empfangen. Schmid-Noerr,
der Einsame, bannt alle Dunkelheit, in dem er mit seinen
absonderlichen Gefährten, der Eule Tutosel und dem Eich-
horn Eckerken, dem Drachen von Freiburg und dem wil-
den Gezücht der Wasserspieler am Münster, das Lachen,
das tiefste Lachen der deutschen Erde aus dem Abgrund
des erfrorenen Jahrhunderts holt und auch die befreite
Mythenwelt ins Maß zurückgeleitet, das immerdar gelten
soll: nach Weimar. Ein kleines Heft liegt auf dem Tisch:
‚Weimarer Elegien‘, die als ‚ein vorweihnachtlicher Gruß‘
ins Haus flogen.

Ich sehe aus dem Fenster, die Wolken des Tages sind
von den Bergen gewichen. Nun ist das Mondlicht da, und
die Sterne sind wie eine Wolke um den weißen Gipfel.
Undurchdringlich ist die Finsternis der Täler, in die die

steilen Wände ihre Schatten werfen, aber die Klarheit hängt darüber. Der Kirchturm mit der grünen, mondbleichen Zwiebelspitze ruft die Stunde aus. Der Ton schwingt lange durch die Luft, bis er vergeht, weil das Geplätscher des Marktbrunnens lauter ist. Leise rascheln die Linden um den Platz ein wortloses Geflüster. Eine unsägliche Nacht ist's, und die Berge haben eine Hoheit, vor der man erschrecken muß. Hinter dieser Kette liegt der Großglockner. Er hat einen weißen Mantel um die Schultern und in Mondnächten, wie man sagt, eine Krone von Smaragd.

Auf meinem Tische liegt der ‚Tod des Tizian‘. Ich bin noch ein Schüler und weiß nur, daß ich die ‚Kleinen Dramen‘ liebe, und daß ich nun sehr traurig bin. Es ist etwas Seltsames um ein einfaches Menschenleben. Man wird auf Wege geschickt und findet, was man nie geahnt hat. Immer aber werden die Fäden, die man einst verlor, wieder aufgenommen. Und so bin ich denn später dem Toten verbunden worden, indem ich Rudolf Alexander Schröders, seines liebsten Freundes, Freund wurde. Verbunden auch, abermals vor nicht langer Zeit, als ich im Bibliothekszimmer Ludwig Woldes mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich saß und die herrliche Studie ‚Die Wege und Begegnungen‘ buchstäblich von den kostbaren Büttenblättern herunterlas, jene Studie, mit Holzschnitten und Initialen von Schröder geschmückt, der jetzt im dunklen Nebenzimmer am Flügel eine Sonate improvisierte.“¹⁴

Mit allem, was die vor uns liegenden klaren deutschen Schriftzüge aussagen, folgte er einem inneren Gesetz, dem er sich verpflichtet wußte, weil es von jenen Geistern getragen wurde, die den Menschen suchten, um ihm zu sagen, was es um ihn ist. Für Siegbert Stehmann war die Welt des Geistes zugleich die Welt Gottes.

Als er seine Gedanken „Vom Zukünftigen und Vergangenen“ zusammenfaßte, war er schon durch viele Ereignisse geprägt, von denen wir hier noch reden müssen. Er

war bereits zum Mann herangewachsen und stand mit beiden Beinen im täglichen Leben.

Rückschauend erfahren wir, wie das im jugendlichen Alter Ersehnte und Erlebte seine Gültigkeit durch das Leben erfährt. Wohl gemerkt, Siegbert Stehmann kehrte damals als Suchender in die Behausungen der Menschen des Geistes ein.

Als ein Suchender beschäftigte er sich mit den Fragen der Theologie und Kirche. Dabei ist ihm auch als junger Student eine Klärung seiner vielfältigen und vielschichtigen Probleme über einen längeren Zeitraum versagt geblieben, obwohl sie für ihn immer drängender und quälender wurden. Nie hat er sich mit irgendwelchen Phrasen beruhigt und ist auch nicht auf andere Gebiete des Geisteslebens ausgewichen, obwohl das seiner geistigen Veranlagung nach sehr wohl denkbar gewesen wäre. Er blieb im Fragen ehrlich, und was in diesem Zusammenhang sehr viel wichtiger ist, er blieb in allem Fragen treu. Gerade die Treue ist ein Wesenszug, der ihm eigen war.

Bei seinem Fragen und Forschen fielen ihm eines Tages Aufsätze von Karl Heim in die Hände, die er nicht nur las, sondern sehr aufmerksam durcharbeitete. Er wurde von ihnen so beeindruckt, daß er dieses Ereignis im Lebenslauf festgehalten hat: „Da las ich einige Aufsätze Karl Heims. Ich glaube, daß damit die eigentliche Entscheidung in mir gefallen ist. Namentlich der Aufsatz über den ‚Schicksalsgedanken als Zeitausdruck‘ hat hier mitgewirkt.“¹⁵

Karl Heim¹⁶, geboren am 20. Januar 1874, gestorben am 30. August 1958, entstammte dem schwäbischen Pietismus. Unter der Evangelisation von Elias Schrenk¹⁷ erlebte er seine Bekehrung zu Christus und damit zu einem missionarisch aktiven Christentum. So war ihm auch als Professor der Theologie die evangelistische Predigt auf wissenschaftlicher Grundlage eigen, mit der er den modernen Menschen an den Punkt führte, wo er entweder Skepsis

und Verzweiflung oder Jesus Christus als seinen Heiland findet. Karl Heim setzt die Geschehnisse in den geistigen und naturwissenschaftlichen Bereichen ins rechte Verhältnis zueinander und sagt den Menschen, was sie bedeuten, damit sie den rechten Weg finden, der zum Heil führt.

Siegbert Stehmann sah, nachdem er sich mit den Aussagen von Karl Heim beschäftigt hatte, manches mit anderen Augen an und entschloß sich, die Universität vorübergehend zu wechseln. Er selbst schreibt: „Die ersten Semester in Berlin enttäuschten mich, weil ich den Eindruck hatte, daß viele Dozenten nicht im Zeichen der kirchlichen Verkündigung standen und, in wissenschaftlichen Spezialfragen vergraben, nicht weniger auf der Flucht vor den Fragen und Gefahren der Zeit waren als jene romantischen Denker. Darum ging ich im Sommersemester 1933 nach Tübingen.“¹⁸

In Tübingen wartete seiner ein sehr ausgedehntes Arbeitsprogramm. Mit einem Eifer, der wohl nur selten seinesgleichen findet, ging er ans Werk. Dabei kam ihm seine unbestechliche Auffassungsgabe, sowie sein Vermögen, mit dem „Gedruckten“ schnell vertraut zu werden, sehr zugute. In die Tübinger Zeit fällt die Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Karl Heim, Karl Barth, Werner Elert, Theodor Ellwein und Walter Künneth. Gerade die oft unterschiedlichen Darstellungen des biblischen Stoffes haben seinen Gesichtskreis erweitert. Auch mit Kierkegaard hat er sich in dieser Zeit besonders beschäftigt. Die wenigen Monate in Tübingen haben sehr zur Festigung seines systematischen Denkens beigetragen.

Aber Tübingen lag damals nicht außerhalb des Einflußbereichs der Mächtigen der Zeit. Das kleine, verträumte Studentenstädtchen im schwäbischen Land wurde ebenso wie andere Städte und Dörfer unseres Vaterlandes von den Erschütterungen der „braunen Welle“ erfaßt.

Siegbert Stehmann berichtet aus jenen Tagen: „In

Tübingen erlebte ich auch jene gewaltsame Kirchenwahl im Juli 1933, den Übertritt der Professoren Rückert, Weiser, Fezer, Kittel usw. zu den Deutschen Christen und die erzwungenen Kundgebungen für Ludwig Müller. Theologie und Praxis der D. C. habe ich von Anfang an abgelehnt. Schon im November 1932 hatte ich in der Schleiermacher-Hochschule bei einer theologischen Auseinandersetzung mit Joachim Hossenfelder einen zu gründlichen Einblick in die ‚theologische‘ Welt der D. C. empfangen, als daß ich auch nur die geringsten kirchlichen Möglichkeiten auf dieser Seite hätte erhoffen können.“¹⁹

Mit wachen Augen und mit einem begnadeten Blick für das Wesentliche verfolgt der Student Siegbert Stehmann die Zeitereignisse. Über seine nationalen Ideale, die im Preußentum ihre Wurzeln hatten, das in jeder Hinsicht von den Machthabern des Dritten Reiches verfälscht und mißbraucht worden ist, hat Stehmann, als er schon Soldat war, seinen Eltern einmal geschrieben: „Ja, glaubt mir, ich bereue meinen früheren politischen Weg, der mich jahrelang in falschen Idealismen gefangenhielt, die doch im Blick auf eine unwiederbringliche Vergangenheit Bedeutung hatten. Aber laßt uns darüber schweigen, bis wir uns sprechen können! Ich suche nach den letzten Reserven des Weltgeistes, an denen Deutschlands Zukunft hängen wird.“²⁰

Sicher stammt diese Bemerkung aus dem Jahre 1942; erkannt hatte er aber die Zusammenhänge bereits im ersten Jahr deutscher Tyrannei. Deshalb war er immer bereit, den satanischen Zeitgeist mit allen für ihn daraus entstehenden Folgen in den Rachen zu greifen. Die Offenheit, mit der er das Erkannte seiner Umgebung mitteilte, hat für ihn bis in die letzten Minuten seines Lebens immer eine Gefahr bedeutet.

In den Semesterferien besuchte Siegbert Stehmann seine Eltern. Sie waren aus Berlin gekommen, um mit ihrem

Sohn zusammen eine Wanderung durch den Schwarzwald zu unternehmen. Stehmanns liebten die Natur, und so war es bei ihnen nicht selten, daß sie zum Wanderstab griffen und als frohe Wandersleute die Wälder durchstreiften oder die Berge erklimmen. Auf dieser Wanderung durch die in mythischer Verhaltnenheit sich öffnende Landschaft, entschloß sich Siegbert Stehmann, seine Studien in Berlin wieder aufzunehmen. Wieweit er sich dabei von der Zuneigung zu seinen Eltern hat leiten lassen oder von der Liebe zu „seiner“ Stadt, wollen wir hier nicht untersuchen.

Eins steht auf jeden Fall fest: Siegbert Stehmann kehrte gestärkt und gefestigt nach Berlin zurück. Er weiß, daß er zu der großen Schar derer gehört, die ein Leben in der Nachfolge des Herrn leben wollen und dürfen. „Sogleich nach der Rückkehr aus Tübingen trat ich in den kleinen Studentenkreis ein, den damals Pfarrer Häferle leitete. Die mannigfachen Unsicherheiten und Zweifel, die noch bestanden, hat dann wohl Pfarrer Herzog in Lichtenberg in seinem Theologenkreis beseitigt. Als die Dahlemer Botschaft herausgekommen war, beschlossen wir in diesem Theologenkreis die Gründung der Lichtenberger Bekennenden Gemeinde, deren Bruderrat ich angehöre.“²¹

Stehmann wuchs sehr schnell in die Arbeit der Bekennenden Kirche hinein. Sein theologisches Wissen, gegründet auf die biblischen Aussagen, nahm ständig zu, so daß er in jeder Diskussion das rechte Wort sagen konnte. Der Mut, den er dabei bekundet, hatte seinen Nährboden in der Sache des Evangeliums. Persönliche Eitelkeit war ihm immer ein fremder Begriff.

„Die Kämpfe des Jahres 1934/35 brachten eine reiche praktische Tätigkeit, auch manche persönlichen Schwierigkeiten mit sich, für die ich dankbar bin, weil sie das starke, unumgehbare Gesetz der Glaubensentscheidung klarmacht haben“²², äußert er einmal. Wenn wir uns an die vielen Begebenheiten erinnern, bei denen der aktiv beken-

nende Christ damals der Willkür der staatlichen Organe ausgeliefert war, so möchten wir heute im Weitersagen dessen, wozu satanische Mächte fähig waren, nicht müde werden. Der Dämon, der für den Bereich des Terrors zuständig war, war auf die Menschheit losgelassen. In mannigfaltigen und sehr veränderlichen Reden wurde die völlige Umformung des Menschen proklamiert. Die braunen Machthaber priesen dem deutschen Volk einen neuen biologischen Religionsbegriff an. Die „Religion des Blutes“ wurde als die einzig mögliche hingestellt. Dabei berief man sich gern auf Männer wie Darwin, Nietzsche, H. St. Chamberlain und Oswald Spengler, ohne aber diese Männer, d. h. ihre Gedankengänge, bis in die letzte Konsequenz hinein erkannt, ja verstanden zu haben. Wir wollen hier keineswegs verschweigen, daß diese Männer dem Nationalsozialismus viele ihrer Gedanken geliehen haben, worauf er dann sein Gedankengebäude errichten konnte, was nicht ausschließt, daß die „Weltanschauungsmacher“ in dunkelster deutscher Zeit es mit der Wiedergabe anderer nie so genau nahmen.

Die antichristliche Vermessenheit und Propaganda trieb bisher nicht gehante, und schon gar nicht gekannte Blüten. Unter dem Schutz der braun-schwarzen Uniformen konnte sich der Haß gegen alles, was mit dem Christentum zusammenhing, in mannigfacher Weise Luft machen. Daß es damals noch nicht zu einem offenen Terror gegen die christliche Kirche gekommen ist, hatte ausgesprochen taktische Gründe.

Stehmann hatte sich schon sehr früh mit den antichristlichen Strömungen beschäftigt und war oft in sehr gefährvolle Diskussionen mit diesen „Mächtigen“ verwickelt. Wie sehr er die Zeit begriffen und in der Entgegnung immer das Richtige getroffen hat, kann uns im Rückblick nur in Erstaunen versetzen. Da ist es für uns heute nichts Besonderes — damals etwas Unerhörtes —, daß die soge-

nannte „nationale Erhebung“, die viele seiner Kameraden in den Bann geschlagen hatte, in ihm keine „Erschütterung“ hervorrufen konnte, wie das neue „Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ es wünschte. Er blieb, der er war und der er sein mußte.

Festgegründet stand er in seiner Kirche, die sich zu Jesus Christus und seinem Werk bekannte und ihn und sein heiliges Wort nicht aufzugeben bereit war.

„Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung“ (1. Kor. 1, 30).

Diese Worte waren für die Kirche und somit auch für Siegbert Stehmann mehr als nur gedruckte Buchstaben. Sie wußten mehr von dem, was dem Menschen dient und zu seiner Art gehört. Weil sie um die tiefe Wahrheit biblischer Aussagen gerungen haben, konnte ihnen das Gerede von der „Artfremdheit“ des biblischen Zeugnisses nichts anhaben.

Im April des Jahres 1935 — Siegbert Stehmann war gerade dreiundzwanzig Jahre alt geworden — fand im Sportpalast zu Berlin eine „Kundgebung“ statt, die weit über die Grenzen der Hauptstadt des Reiches die Gemeinden der Kirche Jesu Christi aufhorchen ließ. Unser Dichter saß bei dieser Kundgebung auf der Empore, um aus eigener Anschauung sich ein Bild von dem machen zu können, was die Initiatoren dieser „Deutschen Glaubensbewegung“, Graf Reventlow und Prof. Hauer, zu bieten hatten. Die Besucher dieser Kundgebung waren meist kommandierte Leute aus Betrieben und Organisationen, denen es um Sensation um jeden Preis und nicht um die Sache ging. Was aber im Verlauf dieser Veranstaltung geschah, entnehmen wir einem Brief, den Siegbert Stehmann an Graf Reventlow geschrieben hat. Wir haben Siegbert Stehmann einen Dichter in der Bewährung genannt; unbewußt von einem geheimen Muß gefordert, ging er fest seinen Weg.

Berlin-Lichtenberg, den 29. 4. 1935
Normannenstraße 5a

Sehr geehrter Herr Graf,

soeben lese ich den Bericht des V. B.²³ über die Sportpalastkundgebung der Deutschen Glaubensbewegung und streiche mir die Schlußsätze an, in denen steht, die Kundgebung habe die D. G. gezeigt, wie sie ist und nicht wie sie die Gegner gerne sehen möchten. Ich weiß nicht, welchen Bericht der „Reichswart“ bringen wird, nehme aber an, die Meinung des V. B. ist auch Ihre Meinung.

Es sei mir erlaubt, Ihnen dazu einiges zu sagen, denn leider entsprach die Wirklichkeit nicht der Theorie. Sie können vom Rednerpult her nicht gesehen haben, wie der *Tumult auf dem ersten Rang entstanden und weiter getrieben worden ist*. Darum glaube ich, daß es Ihnen nicht unerwünscht ist, von einem Augenzeugen Bericht zu erhalten.

Eine größere Anzahl von Studenten aller Fakultäten, die zumeist der Bekennenden Kirche angehörten, saß im ersten Rang, um sich zu Studienzwecken die Reden der Führer der D. G. anzuhören. . . . Irgendeine Störungsabsicht oder Verabredung bestand nicht. Sie wissen, daß nach Ihren Worten über die Überwindung der Kirche ein Zwischenruf ertönte („Niemals“) und daß daraufhin der Tumult einsetzte. Mit einem sachlichen Zwischenruf muß in einer öffentlichen Kundgebung gerechnet werden. Wenn dieser Zwischenruf zudem frei von jedem persönlichen oder sachlich verletzenden Inhalt ist, ist es allerhöchstens möglich, daß die eingesetzten Ordner den Rufer auffordern, den Saal zu verlassen. *Was ist aber geschehen?* Auf den Ruf sprang ein vor mir sitzender SS-Mann in Halbuniform auf und versuchte, über die Lehnen der Bänke hinweg zu dem Rufer zu gelangen. Ich stand auf und rief ihm zu: „Kamerad, lassen Sie die Ordner für Ruhe sorgen!“ Der SS-Mann blieb stehen, sagte kein Wort, sondern versetzte mir einen

Boxhieb ins Auge, obwohl ich Brillenträger bin, und schlug dann, als ich bewußtlos taumelte, rücksichtslos auf mich ein (an Kopf, Halsschlagader und Schläfe), bis ich zusammenbrach. Als ich zu mir kam, sah ich, daß mir das Blut vom Gesicht rann, und wankte auf den Gang hinaus. Ein paar Ordner in brauner Uniform bat ich, mich zum Sanitäter zu führen, da ich nichts sehen konnte, erhielt aber die Antwort: „*Das ist auch so ein Schwein; der kann bluten!*“ Ein Wachtmeister brachte mich zur Verbandsstelle und dann ins Auto, das mich zum Arzt und nach Hause brachte. Die ganze Kopf- und Gesichtshälfte ist schandbar zugerichtet, noch heute besteht Gefahr für mein rechtes Auge. Ich konnte mich leider bei meinem Zustand nicht um die Feststellung des Rohlings kümmern und weiß nicht, ob Ihre Ordner ihn festgestellt haben, damit ich ihn wegen Körperverletzung usw. belangen kann.“²⁴

Der Rohling ist nie festgestellt worden, und darum konnte es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung nicht kommen. Der Stehmann behandelnde Arzt hat den Grad der Verletzungen nicht den Tatsachen entsprechend dargestellt, weil er, wie er damals sagte, keine „Unannehmlichkeiten“ haben wollte.

Doch hören wir weiter, was Siegbert Stehmann in aller Offenheit schreibt:

„Sehr geehrter Herr Graf, nichts seit Jahren hat mich so erschüttert wie diese Tatsache. *Ist für Ihre Gefolgschaft ein Christ vogelfrei? Verträgt sich ein derart undeutsches Verhalten mit dem verlesenen Erlaß des Reichsministers Heß?* Dürfen Volksgenossen, die als Christen erkannt sind, im Namen der Gewissensfreiheit, im Namen des nordischen Wesens, im Namen der deutschen Art niedergeknüpelt werden? . . . Gibt es Ihnen nicht zu denken, daß immer nur, wie ich höre, bei den negativen Aussagen der Reden ein brausender Beifall einsetzte, nicht aber bei den positiven über die Möglichkeit eines neuen Gottesbewußtseins?

Gegen Ihren Willen haben Sie das Zeichen für einen Neuaufbruch des Nihilismus gegeben.

Sehr geehrter Herr Graf, ich kenne Ihre und Prof. Hauers Werke und Gedankengänge. Seit zwei Jahren lese ich so ziemlich alles, was die D. G. veröffentlicht, wie ich zuvor schon die „Kommende Gemeinde“ las, habe mir also sicher mehr Mühe um das Positive der D. G. gegeben als die Mehrheit Ihrer Zuhörerschaft im Sportpalast. Wenn ich dennoch bekennender evangelischer Christ bin und bleibe, so erhebe ich mit festem Bewußtsein den Anspruch, Deutscher zu sein.

Herr Graf, Sie tragen die Verantwortung für die furchtbaren negativen Wirkungen, die Ihr Kampf gegen das Christentum, der bei Ihnen ehrlich und geistig gegründet ist, in der Alltagswirklichkeit mit sich bringt . . .

Es kann einen guten Deutschen grausen vor der Zukunft, wenn der Haß gegen alles Christliche die Liebe zum deutschen Wesen überflügelt.

Sie wissen, Herr Graf, daß die deutschchristliche Kirchenherrschaft um ihrer Versuche willen, die Gewissen zu knebeln, von der wahren Kirche einmütig abgelehnt wird. Warum verschwiegen Sie das am Freitag und zitierten die skandalösen Worte deutschchristlicher Machthaber, die nichts mehr mit der christlichen Kirche zu tun haben, als die Meinung und Absicht der Kirche? Solche auf den Beifall einer größtenteils urteilslosen Masse berechneten Sätze säen nur Haß und richten mehr Unheil für die Volksgemeinschaft an, als hundert positive und ernste Aufsätze im „Reichsboten“, die diese Masse bewußt übersieht, wieder ausgleichen können.

Soll die zukünftige Wirklichkeit des Dritten Reiches so aussehen, daß jeder Andersgläubige rücklichtslos niedergeschlagen wird? Sie ahnen nicht, Herr Graf, wie Ihre Ideen von den einzelnen Agitatoren in den Verbänden verwässert und rein ins Negative, Nihilistische, in einen

satanischen Haß gegen alles Christliche umgebogen werden, weil man weiß, daß das propagandistisch wirksamer ist.

Soll das der Sinn der deutschen Auferstehung sein? Wenn wir hier ein Nein sagen, ist das nicht „reaktionäre Zähigkeit der Kirchen“, sondern der fanatische Kampf um die Wahrheit im inneren und äußeren deutschen Reiche. Dieser Kampf wird immer heller und reiner werden, je dunkler die Mauer des Hasses in unserem leiderprobtan Vaterland aufwächst.“²⁵

Am Schluß dieser bemerkenswerten Ausführungen lesen wir: „Eine Abschrift dieses Briefes geht an den Reichsbruderrat der Deutschen Evangelischen Kirche. Wenn Sie mir antworten sollten, bitte ich zugleich um die Erlaubnis, auch Ihr Antwortschreiben dem Reichsbruderrat zuzusenden zu dürfen.“²⁶

Siegbert Stehmann packt hier den Stier bei den Hörnern. Er weiß, wie er als Christ mit dem Andersgesinnten zu reden hat. Fest in der eigenen Haltung, versucht er sein Gegenüber immer noch zu verstehen. Dieser Brief ist ein sehr wichtiges Zeitdokument, das uns die Tragik des deutschen Geisteslebens aus der Sicht eines gläubigen Christen vor Augen stellt.

Graf Reventlow hat Stehmann bereits am 5. Mai 1935 geantwortet. Er weicht Stehmann in den wesentlichen Punkten aus und unternimmt mit keiner Silbe den Versuch, ihn in seinem Anliegen zu verstehen. Ebenso geht er mit keiner Silbe auf die dem Studenten Stehmann widerfahrenen Tötlichkeiten ein. Es war doch ein besonderes Anliegen Stehmanns, aufzuzeigen, mit welchen Mitteln man eine geistige Auseinandersetzung zu führen bereit war.

Der Graf behauptete, daß die Kundgebung der „Deutschen Glaubensbewegung“ bewußt „christlicherseits“ gestört worden sei.

Er vermerkt: „. . . Sie sprechen auch von der ‚wahren Kirche‘ innerhalb des gesamten deutschen Protestantismus. Ich habe im Laufe der letzten Jahre nicht selten Gelegenheit gehabt, mit Geistlichen dieser Richtung zu sprechen, und man hat mir da immer erklärt, man gehe mit uns einig in der Forderung der Gewissensfreiheit. Nachdem ich aber jene große Zahl von Aufrufen gelesen habe, die sich in einer meist unerhörten Form gegen uns richten, hat für mich das Bekenntnis zur Gewissensfreiheit jener kirchlichen Richtung nur noch akademische Bedeutung.

Ich vergaß zu bemerken, daß wir schon Tage vor der Versammlung wußten, daß Störungen für die Versammlung christlicherseits vorbereitet wurden. Wenn Sie persönlich daran auch keinen Teil gehabt haben, so ist das eine Sache für sich, aber die Erregung, die Ihr Vorgehen zur Folge hatte, wird Ihnen damit um so erklärlicher sein.“²⁷

Siegbert Stehmann hat sein Schreiben wie auch das des Grafen Reventlow an den Präses der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche weitergeleitet. Die Empörung, die dieser Vorfall in den christlichen Gemeinden auslöste, war sehr groß. Sind doch manchem, der bisher den „nationalen Parolen“ mit ihrem „christlichen Beigeschmack“ gefolgt war, erst durch diesen Vorgang der Ernst der Lage und die Unwahrhaftigkeit des Systems ins Bewußtsein gekommen. Viele aber schliefen weiter.

Das erklärte Ziel des Nationalsozialismus war die Zerstörung des christlichen Glaubens schlechthin. Die Autorität der Partei und des Staates forderte alle Bereiche des Menschen. Durch diese Auseinandersetzung war Stehmann für die „Machthaber deutscher Größe“ nun ein abgestempelter Mann.

In diesem Zusammenhang wollen wir nicht den Kommentar übersehen, mit dem Siegbert Stehmann das Schreiben Reventlows an den Reichsbruderrat weitergeleitet hat.

Gerade darin wird deutlich, wie sehr unser Dichter der Sache des Evangeliums verbunden war. Er schreibt zu den Äußerungen des Grafen Reventlow: „Dazu ist festzustellen, daß Graf R. mehr unsere angebliche Störung bedauert als das Vorgehen seiner Anhänger, ja sogar dies Verhalten rechtfertigt, indem er von berechtigter Erbitterung, von beabsichtigten Störungen christlicherseits spricht und sagt, man habe die Konsequenzen zu tragen. Ein seltsames Rechtsempfinden, ganz abgesehen davon, daß die Voraussetzungen nicht stimmen. R. spricht von den ‚Zwischenrufen‘. Bei uns ist nur einmal das Wort ‚Niemals‘ gefallen. Ich habe ausdrücklich in meinem Schreiben betont, daß die Verletzten kein Wort gesagt und auch niemanden tatsächlich angegriffen haben. Mir ist also unklar, was R. mit ‚Ihr Vorgehen‘ meint, dessen ‚Folge eine Erregung‘ war, die mir ‚um so erklärlicher‘ sein müsse.

Die Zeugen sagen einmütig aus, daß der Zwischenruf nicht nach den Sätzen über die Gewissensfreiheit fiel. An dieser Stelle wäre es ja völlig sinnlos gewesen. Auch für uns ist die ‚Gewissensfreiheit und die Widerstände gegen ihre Verwirklichung‘ ein ‚sehr empfindlicher Punkt‘. Das haben wir kundgetan, indem wir uns an dem Beifall beteiligten.

R. behauptet, er und Hauer ließen dem Christentum Gerechtigkeit widerfahren und bekämpften stets den Haß gegen das Christentum, der, wie er zugibt, tatsächlich bei seinen Anhängern vorhanden ist, und zwar nach unserem Eindruck weniger bei den ernstesten, religiös bewegten Anhängern, sondern bei den gänzlich urteilslosen und der Kritik unfähigen jugendlichen Mitläufern. Graf R. wird uns schwer verübeln können, wenn wir Plakatüberschriften wie: ‚Fremder Glaube *oder* deutsche Art‘ oder: ‚Das Heil kommt von den Juden, steht im Evangelium. Wir aber wollen deutsche Art‘ oder Reden im Stile des Lehrers Remy oder Aufsätze im Stile der Zeitungen ‚Der Blitz‘

und ‚Der Durchbruch‘ allerdings für den schärfsten Kampf gegen das Christentum halten. Im übrigen scheint Graf R. seinen eigenen ‚Reichswart‘ nicht zu lesen. Der Aufsatz Hauers z. B. in Nr. 17 vom 28. 4. 35 ist schärfster Kampf; denn wenn Hauer dort schreibt, nicht den religiösen Besitz der Christen antasten zu wollen, aber dann folgende Sätze drucken läßt: ‚Nicht weil wir gegen die Christen, unsere Volksgenossen, und gegen ihren religiösen Besitz kämpfen, sondern weil wir das deutsche Volk gegen eine Haltung zu schützen uns verpflichtet fühlen, die stets Verderben schafft . . .‘, so sehen wir den Hauptton eben auf der Verunglimpfung des Christentums liegen und außer uns auch sicher alle Leser des ‚Reichswarts‘, wie die Praxis ja im Sportpalast erwiesen hat . . . Nun zu den Äußerungen über die Bekennende Kirche. R. hält es anscheinend für einen Angriff auf die Gewissensfreiheit, wenn die Kirche auf Angriffe antwortet. Daß die Kirche die Religion der D. G. Abgötterei genannt hat, ist für ihn eine ‚unerhörte Form‘ von Aufruf. Es sollte auch klar sein, daß eine Kirche nicht auch sämtliche anderen möglichen Religionen von ihrem Glauben her für gleichwertig halten kann, sonst wäre sie nämlich eine Gesellschaft zur Pflege Graf Keyserlingscher Gedanken, während selbst der duldsame Lessing das Christentum immerhin für die gegenwärtig höchststehende Religion gehalten hat. Man muß sich manchmal wundern, wie nahe die D. G. den Theorien des Grafen Keyserling ist, der aber wesentlich die letzte Konsequenz seines religiösen Naturheilverfahrens gezogen hat und nicht willkürlich seine Privatansichten aus dem Strudel des religiösen Relativismus herausnahm, wie es die D. G. tut. Es herrscht fürwahr eine namenlose Verwirrung im Bannkreis der D. G.

Das wäre eine schöne Gewissensfreiheit, wenn die D. G. Versammlung auf Versammlung abhalten dürfte, Zeitung auf Zeitung schwarzschreiben dürfte, die gesamte Jugend-

erziehung leiten dürfte, während die Kirche erstens nicht dergleichen tun und zweitens nicht einmal Angriffe abwehren darf.

Zum Schluß: Was Graf R. mit der ‚ewigen Drangsalierung‘ der Nichtchristen meint, ist ein Rätsel, denn es ist uns nicht bekannt, daß man irgendeinen Nichtchristen kirchlicherseits angetastet habe, . . . während uns bekannt ist, daß Hunderte von christlichen Pfarrern um ihres Glaubens und um ihrer Verkündigung willen in Gefängnisse gesperrt wurden, ja z. T. heute noch im Konzentrationslager sitzen.“²⁸

Erstaunlich ist, daß Stehmann diese Zeilen als erst Drei- undzwanzigjähriger geschrieben hat. Das ist Bewährung im Kampf gegen die Mächte des Unglaubens. Für ihn war Gott der Vater unseres Herrn Jesu Christi und nicht ein Wesen, das in der Stimmungsakrobatik der Zeiten herumgeistert. Für ihn redet Gott durch sein Wort, das in der Bibel dem Menschen vorliegt. Die beiden Testamente, die eine untrennbare Einheit für Stehmann bilden, sind — das ist seine Überzeugung — bis in alle Ewigkeit gültig. Aus diesem Wort lebt er, aus diesem Wort schafft er. Nicht die „Art“ oder das „Blut“ des Menschen ist für den Glauben entscheidend, sondern allein sein Wissen um seine eigene Geschöpflichkeit und die Anerkennung des einen Schöpfers, der in Jesus Christus Mensch geworden ist.

Siegbert Stehmann wurde nach seinem ersten theologischen Examen Vikar und später Pfarrer der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg. Er gehörte zum Führungskreis der Bekennenden Kirche, und vieles, was er tat, mußte im Verborgenen geschehen, denn das freie Bekenntnis des einen Namens war für die Männer der „offiziellen Kirchenleitung“ oft eine peinliche Sache.

Von der Bekennenden Kirche wurde Stehmann dem damaligen Superintendent Günther Harder²⁹ in Fehrbellin als Vikar zugeteilt. In ihm fand er nicht nur einen gültigen

Vikarsvater, sondern insbesondere einen Mann, für den die Aussagen der Heiligen Schrift nicht irgendeine „freigeistige Erfindung“ nomadisierender Wüstenstämme oder ein Produkt „vorderorientalischer Gedankenspekulation“ war. Superintendent Günther Harder wußte, was seine Gemeinden, Pfarrer und er selbst für ihr Leben nötig hatten und was ihnen in diesem Zusammenhang das Wort des Herrn bedeutete. So nimmt es uns nicht wunder, daß Siegbert Stehmann froh war, von einem solchen Mann in den Dienst der Kirche eingeführt zu werden.

In Fehrbellin hatte sich unter der umsichtigen Leitung des Superintendenten eine Bekenntnisgemeinde gebildet, die sich über den ganzen Kirchenkreis hinzog. Die Glieder dieser Gemeinde konnten, da die staatlichen Machthaber die Verbreitung von Schriften der Bekennenden Kirche untersagt hatten, nur illegal mit dem nötigsten Material versorgt werden. Da die Superintendentur laufend von der Geheimen Staatspolizei durchsucht wurde, war es nicht leicht, den Verpflichtungen gegenüber der Gemeinde nachzukommen. Aber Verfolgung und Not machen erfinderisch, wenn es um eine gute und ehrliche Sache geht, die dem Reiche Gottes und seiner Gemeinde nützt. Das hat sich auch in Fehrbellin bewahrheitet. Der Superintendent und sein Vikar hatten nicht nur Glaubensmut, sondern ihnen war auch der nötige Humor geschenkt, der ihnen half, manch schwierige Situation zu meistern.

Als eines Tages der zuständige Wachtmeister von seiner Dienststelle den Befehl zur Durchsuchung der Superintendentur erhalten hatte und seines Amtes waltete, wartete Siegbert Stehmann vor der Tür der Dinge, die da kommen sollten. Nach einiger Zeit verließ der Diener des Staates das Haus, ohne auch nur ein Blatt der gesuchten Schriften gefunden zu haben. Siegbert Stehmann grüßte freundlich, wie es immer seine Art war, und schnallte seine Aktentasche hinten aufs Fahrrad. Er kam mit dem Polizisten ins

Gespräch und erfuhr, daß dieser ins nächste Dorf wollte. Unser junger Vikar, der den gleichen Weg hatte, fuhr neben dem Wachtmeister her und plauderte eifrig mit ihm. Dabei bestätigte sich seine Vermutung, daß der Beauftragte der Geheimen Staatspolizei die Glieder der Bekennenden Kirche „besuchen“ sollte, um bei ihnen die inter-
nen Schriften der Bekennenden Kirche zu erhaschen. Der Polizist ahnte nicht, daß sich das gesamte Material in der Aktentasche seines Weggenossen befand und seine Mühe also vergeblich war. Wenn der Beamte aus einem von ihm durchsuchten Haus herauskam, ging Siegbert Stehmann hinein und gab die Schriften ab. Mit großer Freude und einem verständlichen Schmunzeln hat er von seiner Unternehmung unter „Polizeischutz“ hernach seinem Vikarsvater berichtet. Beide taten fröhlich ihren Dienst weiter.

In Fehrbellin war es dann auch, wo unser Dichter aus der Wohnung eines Gemeindegliedes heraus von den Wächtern der Tyrannei verhaftet wurde. Zusammen mit seinem Vikarsvater lieferte man ihn ins Gefängnis ein. Beide verlangten, daß man ihnen ein Vergehen nennen solle, dessen sie sich schuldig gemacht hätten. Die Antwort blieb man ihnen schuldig, und zur geforderten Verhandlung ist es nie gekommen. Die Mutter hat unseren Dichter nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten besuchen können und dabei immer einen im Glauben fröhlichen Menschen angetroffen. Die von Ungeziefer „behauste“ Zelle hat die beiden Männer nicht in die Knie zwingen können; denn sie waren eingekerkert, weil sie mit ihrer Kirche der Sache Jesu Christi dienten und sich in diesem Dienst vom Staat keine Befehle erteilen lassen konnten.

Siegbert Stehmann war dann Mitarbeiter beim Evangelischen Preßverband in Berlin und für den Eckart-Verlag tätig. Bei dieser Arbeit lernte er Kurt Ihlenfeld kennen, der ihm ein treuer Weggenosse geworden ist. Kurt Ihlen-

feld war damals die schwere Aufgabe gestellt, das Schiff des „Eckart“ durch die Tyrannei der Zeit zu lenken. Mit viel Geschicklichkeit und Umsicht, getragen von der Überzeugung, im geistigen Ringen der Tage dem Menschen das rechte dichterische Wort zu vermitteln, hat er in Treue, allen Willkürmaßnahmen zum Trotz, seines Amtes als Verlagsleiter gewaltet.

Kurt Ihlenfeld war es dann auch, der die Verbindung zwischen Rudolf Alexander Schröder und Siegbert Stehmann herstellte. Schröder, der seinerzeit nach Berlin gekommen war, um einen Vortrag zu halten, war schon vorher von Ihlenfeld auf Stehmann aufmerksam gemacht worden. Siegbert Stehmann war an dem Abend gemeinsam mit seiner jungen Verlobten, Elfriede Dalchow, anwesend. Nachdem die beiden Männer sich die Hände geschüttelt hatten, wichen sie nicht mehr voneinander. Aus dieser ersten Begegnung ist eine der reinsten und fruchtbarsten Freundschaften unserer Zeit erwachsen. Wir wären gehalten, viel von dieser Freundschaft auszusagen, wenn wir nicht ein wertvolles Zeugnis in die Hände nehmen könnten. Der Eckart-Verlag hat im Gedenken an diese Freundschaft den Briefwechsel veröffentlicht, den die beiden Männer, der reife alte Dichter und der junge, in Begabung und Aussagekraft ihm nachfolgende Siegbert Stehmann, im Kriege miteinander geführt haben. Es sind nicht nur Zeitdokumente, sondern Briefe, die ein Herzstück ihrer Persönlichkeit sind.

Diese Freundschaft hat sich übers Grab hinaus bewährt. In der Familie unseres Dichters, bei seiner lieben Frau, seinem Sohn Matthias, einem Patenkind von Rudolf Alexander Schröder, und seinen Eltern wird im Blick auf Schröder nur von „Onkel Rudi“ oder vom „Meister“ gesprochen. Der nachstehende Brief Stehmanns aus den Anfängen dieser Freundschaft spricht für sich:

„Hochverehrter, lieber Herr Doktor,

Sie haben uns beiden, meiner Braut und mir, mit Ihrem Brief eine Liebe angetan, bei der einem so recht bewußt wird, wie arm alle Worte sind, die die Dankbarkeit ausdrücken sollen. Lassen Sie uns beide danken mit der Versicherung einer Treue, die aus tiefstem Herzen kommt!

Ihr Brief traf am Geburtstag meiner Braut ein, und so haben wir ihn als das schönste Geschenk auf den Tisch zu den Blumen gelegt, nachdem wir lange Zeit bei ihm verweilt hatten und mitten in der ernsten Zeit eine fast zeit- und weltenenthobene Heiterkeit und Freude von ihm empfangen hatten. Die winterlichen Hexameter haben die Sehnsucht nach Ihren Bergen und Ihrem Häuslein nur noch größer gemacht, und die Vorstellung eines Ofens, in dem das Holz knistert und der Wind heult, hat für uns steifgefrorene Städter des unbarmherzig kohlenlosen Nordens eine nicht geringere Zauberkraft als das Pfefferkuchenhaus des Märchens. Dazu kommt noch das über alles Märchen hinausführende Wissen darum, daß in dem Pfefferkuchenhaus in Bergen niemand wohnt, der uns in den Käfig zu sperren trachtet, sondern gerade jemand, der uns in tausend guten Worten den Schlüssel gibt, den Käfig dieser Zeit zu verlassen und wider allen Anschein eine stille, herrliche Freiheit des Herzens zu genießen.

Ihr Brief gibt mir einen großen Schatz mit auf den Weg und füllt mich, der illusionslos genug in die Zukunft sieht, mit einer Zuversicht, die mich, so hoffe ich, auch im Bitteren den Frohmut nicht vergessen lassen wird.

Sie haben auch die rechte Arznei für unser Krisenzeitalter genannt: das Wort des Herrn aus dem Munde der Propheten, Evangelisten und Apostel, und ich begreife — wohl erst ganz von ferne, wie es dem jungen Menschen geziemt —, daß es in alledem nicht um das Gedankenspiel der Dialektik, um einen neuen Versuch menschlicher Weltordnung geht und gehen darf, sondern um Anbetung und

um die Ordnung des Lebens, die uns, oft genug wider unsern Willen, durch die sanften und gestrengen Gesetze Gottes gegeben ist.

Vom ersten Augenblick an, da ich als Student mit fliegenden Augen und leidenschaftlichem Herzen Barths ‚Römerbrief‘ las, hatte ich eine unwiderstehliche Hemmung gegen das Jonglieren mit Negationen, die erst durch Karl Heims viel vorsichtiger und wohl auch ehrfürchtiger Denkart behoben wurde. Das Denken und Glauben durch den Nullpunkt hindurch, in dem die Begriffe der Philosophie vereisen und die stillen Vorstellungen des Herzens bis auf den Tod erstarren, hat etwas so Verführerisches an sich, daß man an der Wahrheit dieser ‚Methode‘ einer Seelsorge an eigener und fremder Seele wohl zweifelhaft werden darf. Jedenfalls mag das Mißtrauen gegen die bewußte Existenz an der Nichts-Grenze ein gesundes Gegengift gegen die Verlockung solcher Theologie sein. So gegen den Absturz gefeit, darf man ihn wohl betrachten und auch den theologischen Folgerungen aus der Tatsache des Nullpunktes mitten im Menschenleben und -denken von Herzen zugetan sein. Man hat dann — so komme ich auf den ‚existentiellen‘ Boden des Anfangs zurück — bei aller nüchternen Kälte doch einen warmen Ofen im Rücken, und das Gefühl der Geborgenheit übersteigt das der Bedrohung. So kommt man denn, so Gott will, auch durch den Menschen- und Jahrhundertwinter und durch die eisige Hölle des friedlosen Abendlands hindurch und tut im Glauben einen leisen, scheuen Blick in die Zukunft und gewahrt — abermals wider alle Prognose — einen zarten Schimmer des Lichtes und der Freiheit, von dem man leben kann.

Daß Sie uns beiden jetzt schon so liebevolle Wünsche zur Hochzeit senden, nehmen wir auf als einen reichen Segen und als eine Gabe, die uns fast beschämen muß. Und daß Sie auch am Hochzeitstage (17. 2.) mit Ihren

Gedanken fürbittend und mitfeiernd bei uns sein wollen, macht uns glücklich wie Kinder am Heiligen Abend. Ja, heute muß es sich bewähren, daß man im Glauben auch getrennt beieinander ist. Die Trauung hält Dr. Hanns Lilje³⁰, den Sie sicher kennen, in der Glaubenskirche in Lichtenberg. Dann sind wir im kleinen Familienkreis zur Hochzeitsfeier bei meinen Schwiegereltern in Lichtenberg in der Möllendorfstraße 73, und alsdann geht es für leider nur drei kurze Tage und Stunden in die neue kleine Wohnung in Steglitz, Albrechtstr. 58. Am 22. 2. verlasse ich denn die arkadischen Gefilde des Lebens und ziehe auf den Exerzierplatz um, auf dem es aber auch eine militia Christi geben muß, jetzt mehr denn je. In tiefer Dankbarkeit grüßen wir beide Sie und Ihr verehrtes Fräulein Schwester mit allen Segenswünschen.

Ihr Siegbert Stehmann

Herzlichen Dank für die herrlichen Gedichte und die Auslegung, die eben eingetroffen sind.“³¹

Die Ehe dieser beiden frohen Menschen war in jeder Hinsicht eine überaus glückliche. Seine junge Frau war bestrebt, ihm das Heim zu schaffen, das er als Dichter seiner Kirche benötigte. Mit viel Verständnis hat sie seine Arbeit verfolgt und war immer zur Hilfe bereit, wenn er sie darum bat. Echter als diese Gattenliebe kann in dieser Weltzeit keine mehr sein.

Siegbert Stehmann stand in einem großen Freundeskreis. Zu seinen Gesprächspartnern gehörten, um aus der Fülle nur einige wenige zu nennen: Lore Veit, Johann Christoph Hampe, Gerhard Fritzsche, Kurt Müller-Osten, Jochen Klepper, Arno Pötzsch, Helmut Gollwitzer (Professor in Berlin) und der jetzige Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers, Dr. Hanns Lilje, sowie der derzeitige Kirchenpräsident von Hessen und Nassau, Prof. D. Wolfgang Sucker. Friedrich Samuel Rothenberg, der mit unserem Dichter einen sehr fruchtbaren Briefwech-

sel geführt hat und ihm dabei manche Anregung geben konnte, hat im Februar 1943 die Zusammenstellung eines „Briefes besonderer Art“ veranlaßt. Dieser ging unter der Bezeichnung „Werkbrief für die Dichtung“ von Hand zu Hand, und jeder aus dem Kreis trug das ein, was ihm im Blick auf die Thematik des Briefes am Herzen lag. Den Beitrag, den Siegbert Stehmann am 10. 3. 43 leistete, wollen wir hier abdrucken:

Vom neuen Maß

Liebe Freunde, es ist wohltuend, in einem Augenblick der Auflösung und angesichts eines tragischen Weltzustandes an die stillen Gesetze erinnert zu werden, denen es wohl allein zukommt, dem Künftigen Maße zu setzen. Nachdem wir die Wirklichkeit des Friedens ebenso wie die des Krieges gegen Gott gewandt haben, mag man zweifeln, ob uns die Gnade des reinen Werkes je wieder geschenkt werden wird. Aber mich dünkt, daß die namenlose Verhüllung des Himmels, die Erstarrung der Gewissen, die polare Mitternacht im Raum der Humanitas ebenso wie die Mobilisation der totalen Anarchie der Worte, Begriffe, Bilder und Mittel uns unter das *neue* Maß beugt, das im Worte des Las Casas in vollendeter Klarheit deutlich wird: „Aus aller Schuld kann Gnade werden. Vielleicht ist darum so viel Schuld auf der Welt.“ Damit wären wir schon da, wo das reine Werk entstehen und wirken kann. Und so freue ich mich des „Werkbriefes“, der schlicht und treu helfen will, die Ordnung zu finden, die jenseits aller Tradition der Ästhetik und abendländischen Kunstformen waltet. Und bei aller gebotenen Vorsicht meine ich, daß wir diesen Ausgangspunkt einen *geistlichen* nennen dürfen, wie wir denn auch wissen, daß das Weltliche, das Elementare genau an der Stelle zum schonungslosen Selbstbewußtsein kommt, wo der Himmel aufreißt und die Engel von drüben her ihre Botschaft bringen.

Alles vom Menschen Erfahrene, alles Gelebte und alles Gesagte kann nur Spiegelung dieser Botschaft sein. Das Wort wird Bildnis, die Erscheinung Gleichnis. Es ist uns nicht mehr gegeben, in arkadischem Entzücken Natur und Kreatur zu umfassen. Jene Tage frühen Griechentums sind dahin. Darum mündet das Menschliche selbst und seine Deutung, sobald es heute einer „Natur an sich“ huldigt, auch da in plattem Naturalismus, wo es seine Formen und Bilder dem Geiste einer großen Tradition entnimmt. Es kann also nicht wundernehmen, wenn ein Teil gegenwärtiger Gedichtkunst bei hohem formalem Können von erschütternder Gewichtslosigkeit ist. Die Entscheidung, vor der das Wort, das Gedicht heute steht, ist keine stilistische. Und die Ordnung bewährter Formen ist noch nicht die Plastik des Maßes, die gefordert werden muß. Sie ist ja nicht vom Wunder berührt, das aus der gelösten Natur die erlöste macht. Die Elemente, zu denen auch die Sprache zu rechnen ist, dienen noch nicht. Der Kosmos rollt gerade im Übermaß seines Bewußtseins im Tiefschlaf einer magischen Bewußtlosigkeit dahin. Das Gedicht aber, auch das kleinste lyrische Gedicht, muß „gedeuteter Kosmos“ sein, „erobert aus dem blinden Ungefähr“, verteidigt gegen das Gesetz der uns zufallenden Welt mit ihrem Werden und Vergehen.

Es ist leicht, das Wort „Treue“ zu mißbrauchen. Die Gegenwart lebt von diesem Mißbrauch. Sie wird, auch ihre Dichtung, an ihm sterben, sofern ihr das Wort nicht begegnet, das sie verloren hat.

Nun will es begreiflich erscheinen, wenn viele zu schweigen beginnen. Darin mag nicht immer ein Mangel an „Auftrag“ stecken, sondern ebendasselbe, was auch den Prediger ängstigen sollte, wenn er die Kanzel betritt. Unsere „Formen“ haben keine Vollmacht mehr. Das ist's. Das macht die Verantwortung ungeheuer. Und es ist nicht ohne weiteres da schon der Durchgang durch die Buße des

Geistes erzwungen, wo man die weltlichen Inhalte durch geistliche ersetzt. Der Auftrag des Gedichts bleibt durchaus das Leben, das große, von Tragik gedrängte, von Glück durchsonnte, das ganze Leben. Wer aber dürfte sagen, daß er das auszusagen, ja zu deuten vermöchte? Es ist auch nicht da ohne weiteres Einfachheit, wo einem jeden das „Verstehen“ leicht fällt, wie auch das „Schwere“ keineswegs der letzten Einfalt zu entbehren braucht. Michelangelo meißelte seine Sonette, brachte also das Leben in eine Form, die nicht leichthin zugänglich ist. Er wählte auch das Maß der Sprache nicht nach dem der allgemeinen Begreifbarkeit. Dennoch sind seine Verse einfach, groß, schlicht in dem Sinne, wie es Prophetenworte und Apostelbriefe sind. Die „Lusiaden“ des Camoes, das Weltgedicht Dantes, die Engelsvisionen der „Duineser Elegien“ und die Oden Schröders bringen das, was im Tiefsten allgemein ist, zu endgültiger Form, aber sie tun es mit jener Qualität des Wortes, die sie zur Dichtung macht, mag auch niemand der Heutigen imstande sein, dem zu folgen. Die Gegenwart *sieht* das Einfache, das ganz Unmittelbare *nicht*, weil sie gleichnislos geworden ist und des Wunders entbehrt.

Darin nun sehe ich die Aufgabe des Gedichts: das Wunder zu sagen. Im Letzten muß das Gedicht selbst am Wunder teilhaben, selbst Wunder werden. Ist denn aber das Wunder „verständlich“? Darf das Bild, in dem das Gedicht spricht, die Form, in dem es nun wiedererscheint, im geläufigen Sinne „verständlich“ sein? — Streben wir nach stiller Einfalt! Aber verwechseln wir ja nicht diese Einfalt mit der Primitivität der Aussage, die sich so oft fälschlicherweise als „Gedicht“ ausgibt! Es ist ein ernst zu nehmendes Wort, wenn Ernst Jünger, dieser strenge, bewußteste Formdenker, sagt: „Ein Zeichen höchsten Stils ist die geschliffene Dunkelheit.“ Geschliffene Dunkelheit!

In zwei Worten liegen hier Form, Qualität, Plastik und Wunderkraft beschlossen.

Es ist leicht, für den „dümmsten Bauern“ verständlich zu schreiben, aber sehr schwer, es so zu tun, wie es Matthias Claudius getan hat oder wie es Goethe dann und wann einmal vermocht hat. Diese Einfachheit ist das Kennzeichen einer allerletzten Reife des Menschen und des Künstlers, nicht aber das Privileg des Wohlmeinenden, der verständlich schreiben möchte. Ich bin von tiefstem Mißtrauen gegen die Echtheit jugendlicher Gedichte, die „ganz einfach“ alles aussagen. Das Gedicht darf ebensowenig alles aussagen wie ein Bild. Sonst stürbe es gleich nach seiner Geburt an seiner Gesinnungslosigkeit. Es ist bestimmt, jenen Rest zu hüten, der es zum Werke macht. Das gibt schon die Würde der Sprache, in der ein jedes Wort zum Besten aller Irrationalität ist. Wie könnten sonst zwei Zeilen der Sappho, ein dürftiges Versfragment Pindars bis heute zum ewig Großen gehören und täglich aufs neue scheue Bewunderung erregen?

Zu alledem bin ich durch den Anfangsbrief dieses Büchleins gekommen. Es ist nichts Neues, gar nichts Besonderes, sondern etwas überaus Selbstverständliches gesagt worden, wie es sich zum Beginn eines „Werkbriefes“ gebührt.

Nun aber noch ein Wort zum Gemeindelied. An keiner Stelle ist mehr gesündigt worden als gerade hier. Kaum ein Pastor, der nicht Choräle und Gemeindelieder schriebe! Er mag es gerne tun; denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aber in unserem Werkbrief soll es, glaube ich, nicht um die gute Meinung, sondern um Werktreue im eigentlichsten Sinne gehen. Und dann gelten die Ordnungen des „Gedichts“ auch für das christliche Lied. Ein Choral, also das Gebet, die Antwort auf Gottes Wort, Lob und Dank in letzter Einfachheit verlangen auch letzte Meisterschaft, wie es die des alten Claudius, die Hermanns und

Paul Gerhards gewesen ist. Unzählige Lieder, die ich las, waren nicht „Gedicht“, nicht Zeugnisse gläubiger Werk-treue, sondern Zeugnisse ohne Auftrag. Die *Verkündigung* mag Auftrag ihrer Sänger gewesen sein. War es aber ein Auftrag zur Verkündigung im *Lied*? Wenn das geistliche Lied das Zeichen des neuen Maßes ist, so bedarf es behutsamer Lippen und andächtig scheuer Hände. Auch die Meisterschaft im Formen, auch die *Gestalt* muß von der glühenden Kohle berührt sein, nicht nur die Lippen, die es zum Gesange drängt. Dann wird vielleicht das „hohe Mittelschiff“ gelingen zu seiner Stunde.

So möchte ich denn heute mit einer Zeile von Rudolf Alexander Schröder über die Dichtkunst schließen, in der alles zusammengefaßt sei: „Gerade hier, gerade vor den Abgründen ratloser Verzweiflung, die immer wieder unter Frucht und Blüte auch des lieblichsten Erdentags sich auf-tun, ist der königliche Dienst ihres Retter- und Tröster-amtes am nötigsten, auf daß immer wieder über dem Ver-sinken einer geschlagenen und verlorenen Welt sich die Aureole des Unvergänglichen erhebe, immer wieder wie am ersten Schöpfungstage Licht in die Finsternis scheine.“

Euer

Siegbert Stehmann

z. Z. Res.-Laz. Bad Polzin, den 5. März 1943.³²

Dieser Beitrag ist getragen von der Verantwortung, aus der er als Dichter lebte und sein Werk gestaltete.

Bevor wir aber wieder einige Jahre zurückeilen, wollen wir uns einen Brief nicht entgehen lassen, der einige Wo-chen zuvor geschrieben ist und uns über manches, was wir von unseren Dichtern wissen möchten, Auskunft gibt.

Bad Polzin, den 21. 2. 43

Res.-Laz. I., Johannisdorf.

Lieber Samuel Rothenberg,
nun kann ich Dir von deutschem Boden antworten. Die Irrfahrt von Lappland nach Deutschland hat drei Monate

gedauert, so daß die Heilung schon gut fortgeschritten ist. Lange wird meines Bleibens in der Heimat nicht sein, da angesichts der Frontlage jeder nach notdürftiger Ausheilung wieder hinauskommt. Uns, lieber Freund, ist es wohl gegeben, daß wir von der tödlichen Angst und Nervosität dieser Tage nicht ergriffen werden, sondern in allem, auch in den Katastrophen, die eine, entscheidende Hand sehen.

Zwei Gedichte für 1944 habe ich schon an Gottfried Schneider gesandt. Die Soldatengabe 43 habe ich noch nicht gesehen. Sie liegt zu Hause.

Du warst also bei Suhrkamp? Weißt Du, ich bin mit ihm nach langen Gesprächen eher auseinander als zueinander gekommen. Er machte mir großzügige Angebote, auch für noch ungeschriebene Bücher. Seine Welt ist aber nicht die unsere. Er lebt in der Ästhetik, in einem arkadischen Gefilde des Geistes und weicht dem aus, was man von der Dichtung erwarten muß: der Hilfe, dem fordernden Ethos, dem Unbedingten. So habe ich ihm nur den in der „Neuen Rundschau“ (November und Dezember 42) vorgedruckten „Matthias“ überlassen. Wenn der „Winterrost“ noch erscheinen würde, wär's mir eine Freude. Es ist aber nach der „totalen Mobilmachung“, die fast alle Zeitschriften- und Buchproduktion lahmgelegt, kaum noch zu erwarten. Sollte meine Befürchtung zutreffen, wird Dr. Schröder mit dem Druck in Gütersloh sicher einverstanden sein, obwohl der Zyklus an sich eine Teilung nicht verträgt.

Wir alle stehen erschüttert an den Gräbern Kleppers und Distlers. Abermals zwei Gräber, die anklagen, bis niemand sie wird überhören können.

Dir aber wünsche ich draußen den Schutz unseres Herrn und grüße Dich aufs herzlichste.

Dein Siegbert Stehmann³³

Die entbrannten Gewalten

Immer wieder klingt in den Briefen von Siegbert Stehmann die Sehnsucht nach den alten Ordnungen durch. Er möchte ein Leben führen, das seine Impulse aus der Tiefe der Wahrhaftigkeit erfährt. Diese lebt aber nur da, wo der Geist der Wahrheit der den Menschen Mensch sein läßt, sein Wesen treibt. Dementgegen stehen aber die entbrannten Gewalten, die Macht fordern und nur im Chaos leben und wirken können.

„Ich sehne mich unsagbar nach dem alten, nach innen gewandten Leben, aber das ist vergebens. Träume schaffen die Wirklichkeit nicht um. Dennoch spinne ich sinnlose und verlorene Gedanken als Ersatz für die Einöde. Aber es ist ja mißlich, das Leben in Wirklichkeit und Phantasie zerfallen zu lassen, anstatt die Mächte geschlossen wirken zu lassen. Ich fürchte, in den wüsten Baracken von Hönefoß werde ich noch mehr gegen die Wirklichkeit leben müssen.“³⁴ So schrieb unser Dichter 1940 aus seiner nordeischen Einsamkeit heraus nach Hause. Er war von Gott in die Bewährung gerufen worden, um im Glutofen der Zeit, umgeben von den diabolischen Mächten, ganz andere Erfahrungen im Blick auf den Menschen und das Leben zu machen, als sie ihm die Mächtigen der Tage vorgaukelten. Immer wieder schickten sich die apokalyptischen Reiter zum Ritt über die Erde an; ihre Zeichen waren Unruhe, Lieblosigkeit, Hybris und Unwürdigkeit. Je grausiger Stehmann seine Umgebung erfuhr, um so mehr lebte in ihm die ungemene Sehnsucht nach den „geliebten Gewalten“, die sich in echten „Ordnungen“ dem Menschen kundtun. „... geborgen in solchen Ordnungen können sich Kräfte wahrer Freiheit lösen, kann in ergreifenden Worten tiefste Sehnsucht auflodern nach den ‚geliebten Gewalten‘.“³⁵ Diese „geliebten Gewalten“ waren für ihn nicht unbestimmbare Erscheinungen eines Wunschdenkens, einer

Traumwelt, sondern Partner im Zwiegespräch mit Gott, das sich in aller Echtheit nur in seelischen Bereichen vollzieht. Diese „Gewalten“ waren die Engel des Herrn, die ihren Dienst als seine Diener am Menschen tun.

Während Stehmann als Soldat in Norwegen sein muß, erwartet seine junge Gattin ihr erstes Kindchen. Gerade im Blick auf dieses Kind ist unser Dichter von einer großen Freude erfüllt. Er kann die Zeit seiner Vaterschaft kaum noch abwarten. Unter dem 21. Januar 1941 lesen wir: „... Unser Kind. Mit Ungeduld erwarte ich sein Kommen ... Eine doppelte Anzeige wird vielleicht nicht nötig sein wegen des Preises. Vielleicht kannst Du auch Johannes Boehland um eine Vignette bitten. — Also oben eine Vignette, darunter folgender Text: „Gott, der Herr, hat uns am ... mitten im Kriege ein Pfand seines Friedens geschenkt ...“³⁶

Mitten im grausamsten aller Kriege ist ihm das Kind ein Pfand des Friedens. Das ist Vertrauen und Mahnung zugleich. Aber schon wenige Tage, nachdem er seiner Frau diese Überlegungen mitgeteilt, muß er erfahren, daß das Kind, bevor es das Licht dieser Welt erblickte, seinen Einzug in die zukünftige Welt, in die Welt des wahrhaften Friedens gehalten hat. Es war ein schwerer Schlag für unseren Dichter, und doch spricht aus seinen Zeilen, die er nach Erhalt der Nachricht an seine Eltern richtet, die Gefäßtheit eines Christenmenschen.

Norwegen, den 12. 1. 41

Liebe Eltern,
bin ich nicht längst ein Bruder des Verzichtes? Armut und Schmerz sind meine Geschwister und unerfüllte Hoffnungen meine Freude. Aber dennoch: Was mich mit dem, was nun geschehen ist, getroffen hat, ist mehr als alles Entgleiten freundlicher Wünsche. Hier hat mich das Schicksal in meiner verlassensten Stunde geschlagen und mir nur eine einzige Sicherheit gelassen: daß diese Erde keinen

Platz mehr für Menschen hat, deren bestes Erbe der ewige Widerspruch gegen die Gewalt dieser Erde wäre. Ich kehre in tieferer Armut heim, als ich vor langen Monaten ausgegangen bin, und begehre doch nichts anderes als nur einen kleinen Raum des Friedens und der Stille, den selbst diese Erde ihren Geschöpfen gönnt. Aber selbst dies Geringe ist uns verweigert. Wohl weiß ich mir Trost. Aber was ist ein Trost? Zerbrochenes Leben ruft keine Gelassenheit und Bescheidung zurück. Ich habe gelernt, das Meine gering zu schätzen. Aber der Gedanke an Friedl läßt mir keine Ruhe. Ich weiß aus all ihren Briefen, daß sie die ganzen Monate hindurch nur von der Erwartung auf das Kind gelebt hat. Zu Hause liegt die Babywäsche, steht das Körbchen, liegt das weiße Mäntelchen, das ich gesandt habe. Wie hat sie sich meine Heimkehr ausgemalt! — Und nun?? Die furchtbare Verlassenheit wird ihr erst zum Bewußtsein kommen, wenn sie über den Schreck hinweg ist und die häusliche Ordnung wieder anfängt. Welch ein Gleichnis: Unser erstes „gemeinsames“ Jahr war Trennung, unser erstes Zeichen der Liebe: ein Sarg. Ihre Gefäßtheit, die die beiden Briefe aus dem Krankenhaus mir bezeugen, zwingt mich selbst in das Unabänderliche zu fügen. Der Schlag war zu unerwartet, zu rätselhaft, zu schwer. Um den 20. Januar herum werde ich wohl von hier abfahren können.

Eine Zeile von Schröder geleitet mich:

Wem Gott das Recht der Klage gönnt,
der darf sich kaum beklagen,
weil er ihm mit der Plage gönnt
die Schulter, sie zu tragen.
Doch wo das Herz zu Aschen ward,
die Lippe steinern, — trüber
bedünkt kein Schicksal, zehnmal hart:
Verhüllt euch; geht vorüber!
In großem Schmerz Euer Siegbert³⁷

Einige Tage später lesen wir: „... Ich bin todmüde, nicht von all den äußeren Dingen, sondern vom Kriege als Gesamtphänomen, das Greise, Männer und Kinder mordet . . . Der Tod des Kindes ist das Gleichnis eines allgemeinen Zustandes . . .“

Unsere Dichter sind Menschen aus Fleisch und Blut wie wir, und doch erleben sie tiefer und ursprünglicher als andere. Die Erfahrungen, die ihnen die Begebenheiten des alltäglichen Lebens vermitteln, werden ihnen zum Gleichnis für das Ursprüngliche.

So ist auch Schicksal für Stehmann nicht ein unbestimmbares, namenloses Etwas, mit dem man sich einfach abzufinden hat. Nein, die übliche Interpretation des Wortes gehört nicht in seine geistigen, geistlichen Bereiche; er weiß um die geheimnisvolle Hand, die bei aller Tragik dennoch da ist. „... Ein Schmerz, der unter Umständen, in denen ich jetzt einsam und verloren mehr vegetiere als existiere, doppelt bitter ist. Da habe ich zum ersten Mal gespürt, wie wenig die eigene Kraft, das Suchen nach Sinn und Trost ausreicht. Vor den letzten, unerklärlichen Geheimnissen kann man nur demütig kniend leben. Die Frage, die das Herz zu stellen hätte, wäre nie zu beantworten. Und so muß denn auch ich dies Leid als ein Gleichnis des bedrohten Daseins aufnehmen, das zu führen wir alle ausnahmslos gezwungen sind.“³⁸

Später durfte er sich dennoch einer Vaterschaft freuen, als ihm die so sehr geliebte Gattin einen gesunden Sohn schenkte, der den Namen Matthias erhielt und unter der treuen, fürsorgenden Liebe der Eltern aufwuchs.

Für wenige Wochen wurde Stehmann damals ein Besuch bei seinen Lieben gestattet. Über Saßnitz auf Rügen, die Stadt, die ihr Angesicht ausschließlich der Ostsee zugewandt hat und manchem Urlauber zum Inbegriff der Sehnsucht wie auch des Abschiedsschmerzes geworden ist, kam er in Berlin auf dem Stettiner Bahnhof an.

Die drei kurzen Wochen waren für die gesamte Familie eine gegenseitige Stärkung, aber sehr bald mußte er wieder fort. An seinem Hochzeitstag, dem 17. Februar 1941, finden wir ihn schon wieder in Oslo. Von hier schreibt er: „Ich kann überhaupt nur noch im Widerstand gegen die Unnatur des Jetzigen existieren. Das habe ich sogleich wieder gespürt, als ich norwegischen Boden betrat. Der ganze Ekel ist über mich gekommen. Aber lassen wir das!“³⁹

Unser Dichter wußte noch um das wahre Erbe preußischer Pflichterfüllung und stand mit großer Traurigkeit immer wieder vor der Tatsache, wie man das, was einmal mühsam aufgebaut worden war, um des Eigennutzes willen ständig ins Gegenteil verkehrte und sich dabei noch als Hüter echter preußischer Traditionen aufspielte.

„Die Stillen, die unscheinbar ihre Pflicht tun, ohne ihre Würde aufzugeben, stehen hilflos im Strudel der Entwertung und bleiben — im Gegensatz zum schlichten und strengen Geiste Preußens — ewig am hintersten Ende.“⁴⁰ So irrt er durch die Straßen der Hauptstadt Norwegens und möchte der Vermassung, der Verfälschung, der Unnatur entfliehen.

Mancher, der in ähnlicher Lage gewesen ist, wird es nachempfinden können, wenn unser Dichter von Oslo aus schreibt:

„Ich will zunächst von der endlosen Reise erzählen. Von Flensburg fuhren wir nachts ab in nördlicher Richtung bis Fredericia, von wo eine Brücke zur Insel Fünen rüberging. Auf Fünen ging's über Odense nach Nyborg bis Kossör auf Seeland. Wieder drei bis vier Stunden Bahnfahrt über Roskilde nach Helsingör. Dort fast sieben Stunden Aufenthalt bis zur Dunkelheit. Die Gelegenheit habe ich benutzt, um mich heimlich davonzumachen und nach Kronberg (nördlich Helsingör) zu pilgern, allwo das gewaltige Schloß Hamlets steht, nach dem ich schon lange Sehnsucht

hatte, seitdem ich unter Hamlet-Stimmungen leide und im Geiste auch dauernd über die Grenzen der Menschheit und über das Mißverhältnis von Plan und Handlung nachdenke. Die größte Feste Dänemarks ist's, dies alte Riesen= schloß, das den Sund beherrscht und gegen das Land mit dreifachen Mauern und Wassergräben geschützt ist wie die Marienburg, der es in der Anlage sehr ähnelt. Ich könnte nach jenen Abendstunden auf der Bastion, an der die Eisschollen des Sundes krachend vorüberzogen, von einer wirklichen Begegnung mit der Düsterteit der Hamlet= Welt erzählen. Aber es ist besser, diesem Dunkel zu ent= fliehen.

Bei Nacht ging's nach Schweden hinüber. Das Land lag im tiefen Schnee. Wir fuhren vierzehn Stunden nordwärts. Gegen Morgen passierten wir die norwegische Grenze. Die schönen Städte und Steinhäuser hörten auf, das Land wurde wellig, endlich bergig und dicht bewaldet. Es fing an zu schneien. Die einzelnen Holzhäuser waren fast verschwunden im Schnee. Die letzten Stunden vergingen im wilden Schneegestöber bei nicht zu strengem Frost. Nun, in Oslo schneit es immer noch, und ich nehme an, daß das Lager völlig eingeschneit sein wird. In einer Stunde geht der Zug nach Hønefoss, und gegen Abend werde ich ‚zu Hause‘ sein.

Gestern abend bin ich durch die finstern Straßen geirrt. Die Dunkelheit ist geradezu körperlich schmerzhaft. Das so gespenstische Antlitz der Erde ist quälender denn je. Aus den Lokalen klang Lärm und Gegröle. Da hatte ich wieder eine meiner schwersten Stunden, in denen mich ein Weltekel überkommt, so stark, daß einem die Knie weich werden. Mit Neumanns habe ich mich noch kurz getroffen. Wenigstens zwei Menschen unter lauter Larven und Tieren! Dann führte mich mein Weg — zufällig — wieder am Friedhof Ibsens vorbei. Die Gräber waren im Schnee versunken. Eine tödlich helldunkle Atmosphäre. Nur wenn

eine Elektrische vorüberfuhr, leuchtete hier und da ein Grabstein im Dunkel auf. Welch ein Gleichnis!

18. 2.

Es schneit immerzu. Der Schnee wird unergründlich. Eine weiße, schweigende Unendlichkeit um mich. Aber leider sind Menschen in dieser weißen Ewigkeit, die der stillen, ewigen Größe nicht wert sind, Gestalten, die ein Dämon treibt, andere zu quälen und die guten, ruhenden Seelen unter den Kameraden an die Wand zu drücken. Ach, es dünkt mich, nicht wegen des Abschieds von Dir und allen Getreuen, schlimmer denn je. Der letzte Rest des Verstehens von Menschen und Menschenschicksalen scheint gestorben zu sein, und wir haben den harten, strengen Verzicht wiederum als den stets gegenwärtigen Genossen unseres Lebens. Gleich am ersten Tage hundertfache Bestätigung aller sorgenden Ahnungen. Die ersten Worte quälende Vorwürfe. Der Dienst lang usw. Aber wieder tröstet mich die kaum so sichtbar gewordene Liebe der Kameraden, ihre Freude über meine Ankunft. Gleich am heutigen Abend war die Stube überfüllt. Sie nennen mich alle beim Vornamen. Wir haben uns über die innersten Dinge unterhalten. Was habe ich nach anderem zu suchen? Gern will ich der Letzte im Glied bleiben, wenn die echten Menschen verstehen, um was es geht.“⁴¹

Wie unmenschlich kann der Mensch sein, wenn ihm nur ein wenig Macht gegeben ist; wie stark und liebevoll darf er die dunklen Situationen meistern, wenn er um die Macht weiß, die ihn trägt und nach der er unterwegs ist! Zu dieser Macht steht Siegbert Stehmann in unmittelbarem Bezug, weil er um die Wahrhaftigkeit des Kreuzes weiß. Hier liegt auch der Grund, warum er seinen Kameraden ein Kamerad sein konnte und ihnen das zu vermitteln suchte, was sie für ihr Leben nötig hatten. Auch als er in der letzten Phase des Krieges noch zum Offizier be-

fördert wurde, hat dies an seiner Einstellung nichts ändern können.

Prof. Dr. Walter G. Becker, Kriegsrichter der Division, der Stehmann als Leutnant angehörte, saß oft mit ihm zusammen. Ihre Gespräche kreisten um grundsätzliche Dinge des Geistes; sie konnten nicht mit läppischem Geschwätz ihre Zeit verbringen. „Stehmann und ich rangen in unseren Gesprächen um die Unbegreiflichkeit der Gottespassivität“⁴², notiert Prof. W. G. Becker in sein Kriegstagebuch und zeichnet damit den Fragenkomplex auf, den sie zu klären versuchten.

Stehmann freute sich über jeden Menschen, der sich dem allgemeinen Sog der Zeit entgegen mit geistigen Fragen beschäftigte. Wo er einen solchen fand, pflegte er das Gespräch mit ihm.

Auch als Vorgesetzter sah unser Dichter im „Untergebenen“ immer den Menschen. Nicht herrschen, sondern leiten und helfen wollte er. Darum konnte auch einer seiner Männer schreiben: „Leutnant Stehmann war nicht nur ein geachteter Vorgesetzter, sondern ein Nächster, der mir durch seine Einstellung und Charakterstärke sowie -tiefe, fußend auf dem Glauben, vieles geben konnte und auch in dieser verworrenen Zeit gegeben hat. — Ich hatte mich mit ihm als Dolmetscher, Berater und Helfer in der Organisation des Lehrgangs des öfteren aussprechen können und noch das Losungsbüchlein 1945 von ihm bekommen. Siegbert Stehmann hatte alles, was nur möglich, für seine Untergebenen getan. Erst zuletzt in der Gewißheit, seine Soldaten unter dem Quartier zu wissen, für sich Quartier gesucht (als wir beim Durchbruch am 12. Januar 1945 mit unseren russischen Freiwilligen fliehen mußten). War all den polnischen Zivilisten menschlich entgegengekommen, so daß diese stets den Kopf schüttelten über Stehmanns edle Art und mich öfters fragten, wer denn dieser gute und feine Leutnant sei.“⁴³

Doch wir wollen wieder zum Jahr 1941 zurückkehren und sehen, was sich um unseren Dichter damals ereignete, wie er im Glauben gefordert wurde.

Im Sommer des Jahres 1941 wurde die Einheit, der Stehmann als Gewehrführer zugeteilt war, dem finnischen Marschall Mannerheim unterstellt. Die grausame Wirklichkeit des Krieges trat ihm entgegen, in der der Mensch nach eigenen Geboten handelte, die er aber immer wieder um der eigenen Macht und Gier willen zu verraten suchte. Doch lassen wir uns vom Dichter sagen, was er damals erlebte: „Wir sind hintereinander 275 Kilometer marschiert. Die Geschichte dieses Feldzuges muß einst geschrieben werden, sie übersteigt jedes Normalmaß. Täglich 65 Kilometer Marsch, Tag und Nacht. Kein Schlaf, kaum ein Kanten Brot, kein Nachschub, keine Flugzeuge, Panzer und schweren Geschütze bei uns, nur Wildnis, Dschungel, Sumpf und Wüstensand, dazu sengende Sonnenglut. Zu Tode erschöpft, wanken wir hinter den klappernden Planwagen einher, einen Stock in der Faust, gepäckbehängt, Netze um den Kopf gegen Insekten, keine Menschen mehr, sondern Mitternachtsgespenster aus Dreck und Fetzen, die Zeit und Welt vergessen haben. Hunderte von Kilometern keine Menschen, kein Ort, kein Haus, auch keine Straßen, nur Pfade, in deren Wüstensand die Wagen bis an die Achsen versinken. Die Pferde sind am Ende und fallen um, wir selbst wanken vor Müdigkeit, Hunger und Erschöpfung, ein Haufen gegen einen gewaltigen, viehischen Gegner. Der Kampf ist wie vor Jahrhunderten: Mann gegen Mann, Messer gegen Messer, und alles in undurchdringlichem Dickicht. Die Luft ist erfüllt von dem widerlich süßen Gestank der verwesenden Leichen, die am Wege liegen. Es ist grausig. Seltsam ist nur, wie unberührt man das ansieht.“⁴⁴

Einige Tage später schreibt er: „Es war die Hölle, Gottes Gnade hat mich behütet, und ich danke ihm täglich. Betet

ohne Unterlaß: Gott wolle unser Häuflein beschützen! Die Losungen der Brüdergemeine sind meine tägliche Speise. Habt keine Sorge, nur Liebe; die überbrückt alles.“⁴⁵

Auch am 5. August 1941 hatte sich die Lage unseres Dichters in nichts geändert, unaufhörlich war der Regen auf die Streitenden herniedergeprasselt, völlig durchnäßt und vor Kälte zitternd lag Stehmann hungrig mit seinen Kameraden in den Erdlöchern. „Unsere einzige Freude ist ein Sonnenstrahl, sonst haben wir nichts mehr. Wenn's nur endlich einmal anders würde! Nur ein wenig Heimat!“⁴⁶ berichtet er damals. Dunkelheit und Ausweglosigkeit sind es, die die Männer im finnischen Wald umgeben. Es hat manchmal den Anschein, als seien sie nur noch zur Verzweiflung fähig. Wir wissen, daß gerade in solchen Situationen Flüche über Flüche den Lippen entrinnen. Stehmann aber greift mit seinen fünf Kameraden zu den Losungen der Brüdergemeine und schreibt von Liebe. Er ist von Liebe erfüllt, obwohl der Haß ihnen grinsend gegenübersteht.

Seinen väterlichen Freund Rudolf Alexander Schröder, mit dem er über große Entfernung hinweg im Zwiegespräch stand, läßt er wissen: „Die Offiziere wissen nicht mehr, was zu tun ist. Uns einsamen Männern in der Hoffnungslosigkeit ist eins aufgegangen: daß die Wirklichkeit nichts, das Wunder aber alles ist. Das hält uns aufrecht. Kein Mensch kann uns helfen, nur Gott allein, der uns Übriggebliebene bis heute gnädig beschützt hat.

So kommt es denn, daß wir ohne Furcht sind, ja daß wir in seltsam stiller Heiterkeit beieinandersitzen wie Apostel, die auch wider den Anschein leben und mitten im Tode vom Leben umfungen waren . . . Wenn ich mir früher jemals eine Lage vorgestellt habe, wie ich sie jetzt als Tatsache vorfinde, so empfand ich ein Grausen, eine innerliche Furcht. Nun aber ist alles ganz anders. Die Welt ist da mit dem Lemurengesicht, das sie sich aus eigenem

Übermut gegeben hat. Da gibt es nichts zu beschönigen. Aber auch das Wunder ist da, mächtiger als die Zeit, weil es noch immer das Antlitz der Liebe trägt. Menschen haben uns aus Eigennutz in eine Lage gebracht, die sie dereinst werden vor Gott verantworten müssen, da der Gewalt kein irdischer Richter gesetzt ist, aber die Wirklichkeit der Gegenwart Gottes beglückt mich täglich aufs neue. Die Losungen der Brüdergemeine lenken meine Tage, und die fünf Kameraden, mit denen ich an vorderster Spitze allein auf weiter Flur beim Maschinengewehr sitze, spüren wie ich, daß eine segnende Hand uns trägt, der es Ernst ist mit allen Verheißungen. ‚Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.‘ Darin ist alles beschlossen, was wir erleben und erleiden. Und dazu in der Losung vom 1. August, dem 60. Geburtstag meines lieben Vaters: ‚Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.‘ Was Gott beschlossen hat, weiß niemand. Täglich kommt der dunkle Engel und nimmt einige Kameraden mit dahin. Wir sind nur noch halb so viele wie in der letzten Woche, und ein Ende ist nicht abzusehen. Und so möchte ich Ihnen von Herzen die Hand drücken und Ihnen für Ihre ständige Fürbitte danken. Ich spüre genau, daß Mauern des Gebetes um mich sind. Immerdar danke ich Ihnen für die große Liebe, mit der Sie meine liebe Frau so väterlich umgeben. Das ist das größte Geschenk, das Gott mir geben konnte in dieser Zeit, die so arm an Liebe ist.“⁴⁷

Fünfhundert deutsche Soldaten waren bei zwei Sturmangriffen gefallen, ein unheimliches Raunen lag in der Luft. Die meisten der Toten lagen noch unbestattet im Niemandsland und sollten keine Ruhe finden. Jeder, der nur den leisesten Versuch machte, seine Kameraden in die Erde zu betten, mußte mit seinem eigenen Tode rechnen. So war die Luft mit dem Geruch der Verwesenden geschwängert, als unser Dichter vor dem Erdbunker, in dem er sich mit wenigen Kameraden befand, auf Posten zog.

Sein Blick war auf den nur wenige Meter vor ihm liegenden Gegner gerichtet; die Ohren bemühten sich, jeden Laut einzufangen. In jener Nacht stöhnte der Sturm eine grausige Melodie, und dem Dichter kamen die Worte:

Sturm und Stille

Nun neigt der Wald sich wie ein Ährenfeld
und beugt die Krone vor dem Haupt der Toten.
Im Sturme stöhnt die schmerzlich dunkle Welt,
die sich verriet in einigen Geboten.

O hättest du des Friedens einen Hauch
wie jenes Antlitz, aus sich selbst befreite!
Du stürmtest nicht mehr, sondern schwiegest auch,
das heil'ge Wundmal Gottes an der Seite.

Die Vögel hätten einen leisen Flug,
die Wälder fühlten ihren Sommer wieder.
Der blut'gen Nacht wär's abermals genug.
Ein Engel käm' zum offenen Grabe nieder.⁴⁸

Am nächsten Morgen schrieb er an Samuel Rothenberg:
„Lieber Bruder Rothenberg,
wie ein Klang aus verschollenen Tagen hat mich Dein lieber Brief erreicht, fern in den tiefen Urwäldern Finnlands zwischen Ladoga- und Onegasee. Ich gehöre zur ‚Kampfgruppe Finnland‘ unter Marschall Mannerheim. Nur einige Andeutungen: Wir haben zwei Sturmangriffe hinter uns gegen die undurchdringlichen russischen Waldbunker. 50% unserer kleinen Schar haben wir verloren. Wir Überbleibsel liegen nun, in Erdlöcher eingewühlt und aussehend wie die wilden Tiere, sechzig Meter vor dem Feind und lauern Tag um Tag im Granathagel, wie Gott uns aus dieser Lage retten wird. Ach, ich bin so dankbar für Gottes Güte, die mich bis heute beschützt hat! Und er

wird das Wunder tun, das stärker als die bittere Wirklichkeit ist. . . Heute schrieb ich meiner Frau, die wieder im Hause R. A. Schröder weilt, sie möchte Dir das Sonett ‚Gen Abend‘ schicken, das im letzten Jahr so vielen Trost und Freude gegeben hat. Dazu lege ich Dir die schlichten Verse der letzten Nacht.“⁴⁹

Siegbert Stehmann erfaßte die augenblickliche Wirklichkeit; aber zugleich war sein Blick auf das Unvergängliche gerichtet. Die Wahrhaftigkeit Gottes und seines Planes war ihm nahe.

Dieses Hineinhorchen auf die unser wartende Welt, die uns zum Gespräch fordert, darf und kann nur in strenger Zucht geführt werden. Daß dies möglich ist, zeigt Siegbert Stehmann. Seine Worte aus der Hölle des Krieges haben Gewicht. Er ist als Dichter seiner Kirche ein Dichter in der Bewährung.

„Die Dichtung kann den Raum des Geheimnisses leichter betreten, wenn sie die nötige Demut hat. . . . Der dämonische Hintergrund des abendländischen Verhängnisses ist nur als rhetorische Kulisse da, nicht als persönliche, unmittelbare, bedrohende Wirklichkeit . . .“⁵⁰

Hier spricht der Dichter, der sich bewährt hat, der weiß, worum es geht. Er hat erfahren, daß die Wirklichkeit menschlicher Existenz außerhalb des derzeitigen Äons liegt, und ist sich dabei bewußt, das Gegenwärtige nötig zu haben, um das Zukünftige erkennen zu können. So konnte er einmal schreiben: „Man muß ein Stück Unwirkliches um sich haben, wenn man das Wirkliche sehen will. Die nackte Wirklichkeit, das Gespenst unserer Erfahrungen und Urteile, ist wider das sanfte Gesetz, in dem Gottes Hand am deutlichsten sichtbar ist.“⁵¹

Die Erfahrungswelt des zum Dichter ausersehenen Menschen dürfen wir nicht so unbekümmert in die unsere hineinziehen. Die Erlebnisweise unserer Dichter ist ursprünglicher und gehaltvoller.

Rudolf Alexander Schröder sagt von der Lyrik unseres Dichters: „Stehmanns geistliche Lyrik tritt aus den dämmernden Räumen sinnlich=seelischen Erlebens und Erfühlens in die geschlossene, klare Tageswelt des Dienstes und des Bekenntnisses. Nicht, als ob es hier keine verborgenen Hintergründe, keine unergründlichen Weiten des Fühlens und Schauens gäbe, als ob hier überall die Grenze nach nur noch Erfahrbarem hin fest wäre; das Gegenteil ist der Fall. Aber doch ist der Läuterungsprozeß, der in der Seele des Dichters allem echten Dichterwort vorangegangen sein muß, hier noch strenger, noch ausschließlicher. Es ist das ‚Wort‘, das ‚im irdischen Tiegel‘ siebenmal bewährte, das hier seine Stätte und sein Wesen hat.“⁵²

Kurt Ihlenfeld, der diese Äußerung Schröders in seinem Buch „Zeitgesicht“⁵³ abgedruckt hat, vermerkt dazu: „Und so stringiert das Geistliche auch die anderen Gedichte, die als ‚weltlich‘ zu bezeichnen ich lieber vermeiden möchte. Es ist ein klares, gutes, sinnvolles Ineinander beider Sphären, ein lebendiger Austausch der doppelten Erfahrung. Was aber die unmittelbar der Gefahr, dem Tode entgegengeworfenen Verse betrifft, so schweben sie, Leuchtkugeln des Wortes, über der fruchtbaren Landschaft der schwarzen Wälder und des weißen Eises an absoluter Stille und werfen ein überirdisches Licht auf die nächtliche Walstatt.“⁵⁴

Bin tief in der Erde, im Birkenhaus

Bin tief in der Erde, im Birkenhaus.

Graufüßig trippelt und raschelt die Maus.

Aus weißen Balken rieselt der Sand
auf Tisch und Hand.

Grüngraues Moos

fällt dem zuckenden, züngelnden Feuerbrand
in Schoß.

Und draußen die Nacht!
Durch den Türspalt fließt sie hinein,
hungrig nach Licht und Geborgensein,
wie ein Rinnsal in kühlem Stein.
Die unendliche Nacht
wird klein,
ganz klein.
Die wie ein Riese im Walde steht,
sturmüberrauscht, schneeüberweht,
duckt sich herab wie ein schwarzes Tier,
das leise durch Fugen und Ritzen geht.

Nun ist sie bei mir
in der Erde zu Gast
und hängt mir der Sterne goldene Last
ins Dachgebälk, ins Birkenweiß,
ins Moosgeflecht und Tannenreis.

Und tief in der Erde, im Birkenhaus
deckt sich der Tisch, knistert der Herd
zum Schmaus.
Die Sterne schenken den goldenen Wein
in die Becher ein.
Um den Tisch aber sitzen wir nun zu drein:
der Mensch und die Nacht und der Feuerschein,
und tauschen Gedanken, so nah, so weit
und kosten die Speise der wartenden Zeit.

Wir rufen die Liebe, die arme Magd,
die jeder begehrt und jeder verjagt,
und werden ganz stille und schauen uns an:
Wer ist schon so weit, daß er lieben kann?
Die Nacht erschauert. Es klagt das Licht.
Der Mensch verbirgt sein Angesicht.

Auf einmal aber wird alles so groß . . .
Die schweren Balken heben sich los,
und unter der Wölbung fühlen wir drei,
die Nacht und die Glut und der Mensch dabei,
wer, da wir stumm unser Haupt gestützt,
mit uns an einem Tische sitzt.⁵⁵

War es einst die Mitternachtssonne, die ihn in dichterischer Schau die Bilder erahnen ließ, die er dann im lyrischen Gewand in die Zeit, in seine Zeit weiterreichen durfte, so ist es jetzt, ein wenig später, die Nacht, die der Jahreszeit entsprechend auch vom Tag Besitz ergriffen hatte, die ihn die Pilgrimschaft, das große Jetzt und Hier, wie das Mehr im Leben erschauen läßt. Über alledem erhellt ein ganz anderes Licht mit seinem Schein die Dunkelheit, damit sie auf eine ganz besondere Art etwas vom Glanz der Ewigkeit erfährt.

Die Erkenntnis, das Wissen, das uns aus den letzten Versen entgegenklingt, ist nicht auf Grund einer Verwandlung, einer Umkehr zum Glauben erfolgt. Sein gesamtes dichterisches Schaffen trägt an keiner Stelle solche Züge. Stehmann hat im Gegensatz zu seinem väterlichen Freund Rudolf Alexander Schröder eine „Umkehr“ nie erlebt. War es bei Schröder ein Erschrecken über sich selbst und über die menschliche Ohnmacht, so war es bei Stehmann ein kaum merkliches Hineinreifen von Kind auf. Bedeutsam aber ist, daß das Gewonnene immer sofort durch die Bewährung hindurchmußte. Rückblickend gewinnt die Bemerkung des Kindes sehr an Bedeutung: „Mutter! Ich möchte Prediger werden, weil die Welt so schlecht ist.“

Das Ende

Siegbert Stehmann ist das Opfer einer infamen Denunziation geworden. Obwohl Prof. D. Helmut Gollwitzer Zeuge der letzten Tage unseres Dichters gewesen ist, lag doch lange Zeit hindurch ein Dunkel über dem, was geschehen war. Wie sehr Siegbert Stehmann sich über die Begegnung mit Helmut Gollwitzer gefreut hat, geht aus einer Bemerkung hervor, die aus der letzten Zeit seines Lebens stammt: „. . . das war ein Geschenk des Himmels.“ Wir wissen, daß er schon von Berlin her mit Helmut Gollwitzer verbunden war und in dessen Gemeinde manchen Vortrag hat halten dürfen.

Das Dunkel, das über dem Ende unseres Dichters lag, hat Prof. Dr. Walter Gustav Becker erhellt. Wir sind ihm für die Hilfe, die gerade er in seiner damaligen Stellung als Kriegsrichter unserem Dichter erwiesen hat, von Herzen dankbar und freuen uns, daß wir wesentliche Bemerkungen aus seinem Tagebuch abdrucken dürfen.

„In den letzten Novembertagen war in der Tat der Fall Stehmann vor meinen Richtertisch gespült worden. . . . Etwa Ende Oktober hatte ich abends von Dbrowoda aus wieder einmal Stehmann in seinem Holzbunker im Kurgarten von Solec besucht. Wir waren an diesem Abend jedoch nicht allein. Ich traf im Bunker vielmehr einen mir fremden Leutnant, der, wie Stehmann einführte, von der Heeresgruppe frisch zum Divisionsstab versetzt worden sei und mangels eines anderen Quartiers bei ihm wohnte. Mir gefiel dieser Leutnant wenig, und ich versuchte während des mehrstündigen Gesprächs mehrmals, Stehmanns geistige und politische Offenheit und Redlichkeit zu dämpfen. Einige Wochen später wurde bei meiner Abteilung zu meiner größten Bestürzung vom Divisionsstab Tatbericht gegen Leutnant Stehmann wegen Wehrkraftzersetzung eingereicht. Der zweifelhafte Leutnant war, wie sich in-

zwischen herausgestellt hatte, als sogenannter NS-Führungsoffizier zum Divisionsstab versetzt worden und hatte sein Amt damit begonnen, daß er Stehmann denunzierte. Auf Wehrkraftzersetzung stand nach der Kriegssonderstrafrechtsordnung grundsätzlich die Todesstrafe. Ich teilte Stehmann so schnell wie möglich mit, daß er von mir und meiner Abteilung aus nichts zu befürchten haben werde. . . . In die schwierige Lage stieß meine Versetzung nach Kielce hinein. Zum Glück schloß sich Stabsrichter Dr. Deußen (Nachfolger von Prof. Dr. Becker als Divisionsrichter) in vollem Umfang meiner Meinung an, daß die Sache Stehmann kriegsgerichtlich eingestellt werden sollte und müßte. Der Divisionskommandeur machte die erwarteten Schwierigkeiten.“⁵⁶

Siegbert Stehmann ist nach Einstellung des Verfahrens zur kämpfenden Truppe versetzt worden und bei einer russischen Großoffensive gefallen. Seine Todesanzeige lautete:

Christus regnat

1. Joh. 5, 4: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Pastor

Siegbert Stehmann,

Leutnant in einem Inf.-Regt.,

ist am 18. Januar 1945 bei Koralla, Kr. Brzeskow-Mowo an der Spitze seiner Kompanie tödlich verwundet worden.

Diese Nachricht seines Regimentsstabes erreichte uns am 27. März.

Sehr einsam, sehr betrübt und doch voller
Zuversicht auf DEN, in dessen Händen
unsere vergehende und zerfallende Welt
ruht

Elfriede Stehmann, geb. Dalchow
und sein kleiner Matthias

Dr. Wilhelm Stehmann
und Frau Elfriede, geb. Bahlow

Familie Dr. Otto Dalchow

Seid fröhlich denn im Hoffen,
die ihr jetzt traurig seid!
Uns hat der Herr getroffen,
nun aber schweigt die Zeit.
Gebt alles denn zum Raube
mit stillen Händen fort!

HIER IST GEDULD UND GLAUBE
UND DAS LEBEND'GE WORT!

Nachwort

Mit Recht beklagt es Kurt Ihlenfeld des öfteren, daß der Dichter Siegbert Stehmann nicht die Würdigung erfährt, die sein wenn auch an Umfang geringes Werk verdient. Hier möchte diese kleine Arbeit ein wenig helfen. Auch hier handelt es sich, wie in den Bändchen über Jochen Klepper und Rudolf Alexander Schröder, nicht um eine biographische Darstellung im üblichen Sinne, sondern lediglich um eine Hinführung zum Dichter, der als Zeuge des gegenwärtigen Gottes in dieser Weltzeit unter uns gelebt hat.

Unser besonderer Gruß gilt der Gattin, dem Sohn und den Eltern unseres Dichters. Aber auch seine Weggenossen, Dr. Kurt Ihlenfeld, Pfarrer Samuel Rothenberg, Landesbischof D. Hanns Lilje, Kirchenpräsident Prof. D. Wolfgang Sucker, Prof. D. Helmut Gollwitzer, Prof. Dr. Walter G. Becker und sein Vikarsvater Prof. Dr. G. Harder, dürfen in diesem Kreise nicht fehlen. Sie alle haben dieses Bändchen auf mancherlei Weise gefördert. Vieles hätte noch berichtet werden können und soll einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Zu danken haben wir auch Frau Studienrätin Marie-Agnes Ohly in Friedberg, die das Lesen der Korrektur freundlichst übernommen hat. Der Brunnen-Verlag hat viel Geduld bis zur Einreichung des Manuskriptes aufbringen müssen. Dafür und für seine Mühe, die er der Reihe schenkt, sei auch ihm herzlich gedankt.

Steinfurth, im Advent 1965

Rudolf Wentorf

Anmerkungen

(Abkürzungen siehe Literaturverzeichnis)

- 1 Br. a. Eltern.
- 2 Lebenslauf.
- 3 ebd.
- 4 Eckart-Verlag, Witten.
- 5 V. Z. u. V.
- 6 Br. a. Mieke.
- 7 Opfer, S. 142.
- 8 Lebenslauf.
- 9 Opfer, S. 188.
- 10 V. Z. u. V.
- 11 Ein Gedenkblatt
(Manuskript).
- 12 Jahre, S. 249.
- 13 ebd.
- 14 V. Z. u. V.
- 15 Lebenslauf.
- 16 Zeugen des gegenwärtigen
Gottes, Bd. 148.
- 17 Zeugen des gegenwärtigen
Gottes, Bd. 24.
- 18 Lebenslauf.
- 19 ebd.
- 20 Br. a. Eltern.
- 21 Lebenslauf.
- 22 ebd.
- 23 Völkischer Beobachter.
- 24 Br. a. Graf Reventlow
(Manuskript).
- 25 ebd.
- 26 ebd.
- 27 Br. v. Graf Reventlow.
- 28 Kommentar zum Brief
Reventlow.
- 29 z. Z. Prof. in Berlin.
- 30 Landesbischof in Hannover.
- 31 Freundeswort, S. 40.
- 32 Werkbrief (Manuskript).
- 33 Br. a. Rothenberg.
- 34 Br. a. Eltern.
- 35 Eckart, Sept. 1936.
- 36 Br. a. Gattin.
- 37 Br. a. Eltern.
- 38 Freundeswort, S. 58.
- 39 Br. a. Eltern.
- 40 ebd.
- 41 ebd.
- 42 Tagebuch Becker.
- 43 Br. v. Boltz.
- 44 Br. a. Gattin.
- 45 Br. a. Eltern.
- 46 ebd.
- 47 Freundeswort, S. 61.
- 48 Opfer, S. 100.
- 49 Br. a. Rothenberg.
- 50 ebd.
- 51 V. Z. u. V.
- 52 Opfer, S. 12.
- 53 Eckart-Verlag.
- 54 Zeitgesicht, S. 152.
- 55 Opfer, S. 66.
- 56 Tagebuch Becker.

Literaturverzeichnis

- Stehmann, Siegbert: Opfer und Wandlung. Witten/Berlin 1951
(hier Opfer).
Brennende Jahre. Witten/Berlin 1964.
Briefe an die Gattin, Eltern, Samuel Rothenberg, W. Mische
und Graf Reventlov (sämtl. Manuskripte) (hier: Br. a. . . .).
Das halte fest. Witten 1958.
Freundeswort. Witten/Berlin 1962 (hier: Freundeswort).
Vom Zukünftigen und Vergangenen. (Manuskript) ver-
ändert abgedruckt in „Opfer und Wandlung“ (hier: V. Z.
u. V.)
- Becker, Walter Gustav: Tagebuch eines Divisionsrichters (Manu-
skript) (hier: Tagebuch Becker).
- Boltz, Walter Hugo: Brief an Professor Gollwitzer (hier: Br. v.
Boltz).
- Ihlenfeld, Kurt: Zeitgesicht. Witten/Berlin 1961.

INHALT

Geleitwort von Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje . . .	3
Präludium	5
Auf dem Wege	-7
Der Ruf in die Ernte	16
Die entbrannten Gewalten	51
Das Ende	67
Nachwort	70
Anmerkungen	71
Literaturverzeichnis	72

SIEGBERT STEHMANN (1912–1945) gehört zu den Menschen, die dazu ausersehen waren, die Existenz der apokalyptischen Reiter an Leib und Seele zu erfahren. Die Zeichen seiner Zeit, die auch unsere Zeit war, standen auf Sturm; aber nur wenige erkannten die Geister, die in Bewegung geraten waren. Die aber die Zeichen deuten konnten, gingen einen beschwerlichen Weg, der mit allem, was nur von der menschlichen Hybris ersonnen werden kann, übersät war. Siegbert Stehmanns Bewährung im Kampf mit dem Geist und den Geistern der Zeit begann schon früh, als der in den Reihen der Bekennenden Kirche stehende junge Theologe bei der zu trauriger Berühmtheit gelangten Sportpalast-Kundgebung der „Deutschen Glaubensbewegung“ im April 1935 die ganze Brutalität offenen Antichristentums zu spüren bekam. Durch seine Mitarbeit an der Literaturzeitschrift „Eckart“ wurde er mit deren Schriftleiter Kurt Ihlenfeld und durch diesen wieder mit Rudolf Alexander Schröder bekannt. Aus der Bekanntschaft wurde eine enge persönliche Freundschaft, die sich übers Grab hinaus bewährt und in dem Briefwechselband „Freundeswort“ ihren Niederschlag gefunden hat. Die letzte Bewährung hatte der vielversprechende junge Dichter in den Kriegsjahren im Osten zu bestehen. Seine Briefe und Gedichte aus dieser Zeit zeugen von der Reife eines im Feuer des Leidens fest gewordenen Herzens. Siegbert Stehmann fiel im Januar 1945 in Polen. Sein schmales dichterisches Werk wird immer zum bleibenden Bestand geistlicher Dichtung gehören.